Hugo Fritsch
HUGO, das Delegationskind

Als Beneš meine Familie zerstörte...
Eine autobiographische Dokumentation über Flucht, Vertreibung und Tod einer Familie

"hufi"- Verlag
4. erweiterte und verbesserte Auflage 2006

© Alle Rechte bei Hugo Fritsch, Hölzlfeld 7, A 6342 Rettenschöß

Einleitung

Um die Erinnerungen an meine Jugendzeit verständlicher zu gestalten, muß ich zwar nicht bei Adam und Eva anfangen, jedoch dem Leser aufzeigen, wer ich bin und wer meine Eltern waren. Ebenso will ich hervorheben, in welcher Umgebung ich aufgewachsen bin.

Geboren bin ich am 9. Mai 1933 in Brünn, der Hauptstadt Mährens. Mähren ist eines der drei Länder, die zur damaligen Tschechoslowakischen Republik gehörten.

Das Licht der Welt erblickte ich in den frühen Morgenstunden in der Städtischen Gebäranstalt am Getreidemarkt, es war das für Geburten zuständige Krankenhaus. Die Geburt fand zum Leidwesen der gesamten Familie Fritsch in der Gebäranstalt statt, es gehörte nämlich zur Familientradition, die Kinder zu Hause zur Welt zu bringen. Eine Marotte meiner Mutter nannten sie das und eine nicht - standesgemäße Geburt.

Auch die Taufe in der Anstaltskapelle durch den dortigen Pfarrer war nicht feierlich genug. In meinem Taufschein wurden die Namen Hugo Karl Armin eingetragen. Hugo nach dem erst vor einem knappen Jahr verstorbenen Großvater mütterlicherseits. Es war Sitte bei der Familie meiner Mutter, daß ein neugeborenes Kind den Vornamen des Familienmitgliedes bekam, das zuletzt verstorben war. Karl nach meinem Taufpaten, dem ledigen Bruder meines Vaters. Onkel Karl war ein Einzelgänger und das Enfant terrible der Familie. Er lebte unterhalb des Spielberges in der ehemaligen herrschaftlichen Wohnung meiner verstorbenen Großeltern väterlicherseits mit seiner ebenfalls ledigen Schwester Elfe, die ihm – dem Oberfinanzrat – mit zwei weiteren Hausangestellten den Haushalt führte. Tante Elfe verstand es vortrefflich, das gute Gehalt und später die Pension ihres Bruders bis auf den letzten Heller auszugeben. Armin nach meinem Vater, der damals tschechoslowakischer Staatsbürger deutscher Nationalität war und dies auch immer besonders hervorgehoben hat.

Mein Vater hatte den Titel Finanzoberrechnungssekretär, damals die letzte Stufe, bevor man zum Finanzrat befördert werden sollte. Eine Beförderung, die ihm bei den Tschechen als "Deutschem"und im Protektorat als "Freund von Juden" versagt worden war.

Im ersten Weltkrieg wurde er für 3 Tage zum Militär in die Kaserne eingezogen, als "vom Amt unabkömmlich" jedoch wieder von seinen Vorgesetzten zurückgeholt. Trotzdem hat mein Vater die drei Tage Militär geltend gemacht und ist beim Kyffhäuserbund, dem Brünner Veteranenverein der Deutschen, Mitglied gewesen. Nach Zusammenbruch der österreichischen Monarchie übernahm den k. und k. Finanzbeamten der tschechische Staat, wo er vor allem im Finanzdienst der Stadthalterei in Brünn beschäftigt war.

Im Jahre 1937 wurde er, nach dem Tod des ersten tschechoslowakischen Präsidenten Masaryk, als "Deutscher" frühzeitig pensioniert. Damals wurden alle Deutschen, die im gehobenen Dienst tätig waren, entfernt. Bei Einrichtung des Protektorats, das heißt nach Besetzung durch die Nationalsozialisten, wurde er wieder eingestellt. Die ihm nun übertragene gehobene Position als Verwaltungsdirektor der Taubstummenanstalt in Eibenschütz wurde ihm nach kurzer Zeit wieder weggenommen. Der Grund der Absetzung waren Vaters jüdische Freunde, denen er auch nach Hitlers Besetzung der tschechoslowakischen Restrepublik als Treuhänder geholfen hat. Er mußte sich dann mit einer unbedeutenden Position im Verband für Land- und Forstwirtschaft begnügen. Hier spielte er zweite Geige, jedenfalls von der Position her. Sein Chef kam aus dem "Reich", hieß Adolf Bölling und war zugleich in der Kreisleitung der NDSAP in Brünn tätig.

Geheiratet hat mein Vater 1928 die vierzehn Jahre jüngere Maria Kautzky, ausgebildete Lehrerin. Weil es zur damaligen Zeit nicht "standesgemäß" war, durfte sie ihren erlernten Beruf nicht weiter ausüben.

Mein drei Jahre älterer Bruder war ein sehr guter Schüler, an Spiel und jugendlichem Schabernack war er jedoch – im Gegensatz zu mir – nicht interessiert. Willi, der Nachzügler, wurde erst am 21. Februar 1945 geboren und starb im Juli 1945 auf unserem Wege zur Zwangsarbeit.
Ich war als Kind mehr mutter- als vaterbezogen, sicherlich lag dies am Gram meines Vaters wegen seiner frühzeitigen Pensionierung. Er stürzte sich in die Arbeit als Finanz- und Hausverwalter von drei Brünner Geschäftsleuten, die Juden waren, und hatte deshalb für uns Kinder wenig Zeit. Meine Mutter versuchte, dies mit konstanter Liebe auszugleichen. (...)

Zum Hause gehörte auch Kapa, das war meine Großmutter. Sie hatte im Parterre eine eigene Wohnung, und wenn ich mal grollte, so war dies mein Zufluchtsort. Sie konnte so gut zuhören, und das allein war schon beruhigend. Unser Haus kaufte Vater aus dem Erbe meiner Mutter im Jahre 1932, er erwarb es fast fertig von einem österreichischen Konsularbeamten. Wegen häufigen Wechsels der Regierungen in Wien war er schon vor Fertigstellung des Hauses bereits wieder abberufen worden.

Den ersten Stock bewohnte unsere Familie. Ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, ein Kinderzimmer, eine Küche, – die zugleich als Eßzimmer benützt wurde – ein großes Vorzimmer, eine Dienstbotenkammer sowie Bad und Klo extra. Kapa hatte in ihrer Parterrewohnung die gleiche Einteilung, lediglich statt des Kinderzimmers war für Vati ein Büro eingerichtet. Dort hing auch die Gitarre, auf der er nach seiner frühzeitigen Pensionierung nur noch selten spielte. Im Souterrain hatte ein tschechisches Hausmeisterehepaar eine Zweizimmerwohnung. Im zweiten Stock wohnte zuerst ein jüdisches Ehepaar und später, als die Juden fort mußten, wurde uns ein Musiker des Brünner Stadttheaters mit seiner Frau zugewiesen. Ich war damals neun Jahre alt und kann mich noch gut erinnern, wie meine Mutter bei der Zwangsevakuierung der Juden das Ehepaar mit Tränen in den Augen umarmte.

Die linken Nachbarn – ein Architektenehepaar – bewohnten ein Eckhaus, im Jugendstil erbaut. Der Architekt widmete sich in seiner Freizeit vor allem einer Kakteenzüchtung, die er in einem völlig aus Glas gebauten Wintergarten im ersten Stock, oberhalb eines monumentalen Eingangs angelegt hatte. Im Krieg hatte er dann große Schwierigkeiten, das Heizmaterial für seine angeblich seltenen Kakteenarten zu beschaffen.

Die Nachbarn zur rechten Seite, ebenfalls ein Eckhaus, waren drei Schwestern. Ob sie ledig, verwitwet oder geschieden waren, das weiß ich nicht, auf jeden Fall war kein Mann im Haus und es hat sich auch nie einer blicken lassen. Diese drei Frauen waren äußerst pedantisch. Nicht nur im Haus wurde jeden Tag geputzt, auch der Garten wurde täglich gefegt, die Beete gerecht und jedes heruntergefallene Blatt entfernt. Unkraut gab es dort nicht und alles hat ausgesehen wie die französische Gartenanlage eines Königshauses. Leider hat diese schönen Beete unser Kater Peter benützt, um seine Notdurft dort zu verscharren, und das ergab Sturmläuten und Schimpfkanonaden an unserer Haustür. Zum Schluß hat die nachbarliche Mißstimmung dazu geführt, daß Kater Peter zu Kapas Verwandten aufs Land verbannt wurde. Im Familienkreis bezeichnete Kapa die Nachbarinnen "das Dreimäderlhaus"und Vati nannte sie nur "die drei Furien”. Tragisch war das Kriegsende für diese drei Geschwister, was mir 1970 eine etwas weiter wohnende Nachbarin erzählt hatte. Als sie als Deutsche aus ihrem Haus vertrieben werden sollte, hat sich eine der Frauen der selbsternannten Soldateska in den Weg gestellt und sie am Betreten des Hauses gehindert. Sie wurde auf der Stelle erschlagen. Von den beiden anderen Schwestern, die darauf sofort das Haus – ohne etwas mitnehmen zu dürfen – verlassen mußten, hat man nie mehr etwas gehört. (...)
In diesem Umfeld wuchs ich auf, lernte "spielend" beide Sprachen, deutsch und tschechisch, hatte deutsche und tschechische Freunde und habe nie geahnt, daß einmal ein Tscheche gegenüber einem Deutschen oder ein Deutscher gegenüber einem Tschechen Haß und Abneigung empfinden könnte.

Die letzten Tage in Brünn

Der Krieg geht seinem Ende entgegen. Es ist April 1945. Dunkle Wolken ziehen über die mährische Landeshauptstadt und entladen sich in wolkenbruchartigen Ergüssen. Kurz darauf scheint wieder die Sonne und gaukelt eine heile Welt vor, die es sicherlich in diesen Tagen nicht mehr gibt. Der deutsche Wehrmachtsbericht meldet erbitterten Widerstand der deutschen Truppen im Raum Wien. Zur besseren Verteidigung wurde die Front jedoch auf Stellungen nördlich von Wien zurückgenommen. Ganz anders meldet dies der englische Sender Radio Bari. Russische Truppen hätten die deutschen Verteidigungslinien überrannt und seien bereits in den östlichen Vororten der österreichischen Hauptstadt eingedrungen. Der Widerstand sei gebrochen und die Stadt werde eben zu dieser Zeit von den siegreichen russischen Truppen besetzt. Radio Bari hat auch in tschechischer Sprache gesendet, zu den Nachrichten kamen noch Aufrufe der tschechoslowakischen Exilregierung an die tschechische Bevölkerung. Es wurde die Gründung eines neuen tschechoslowakischen Staates angekündigt, die Befreiung durch die russische Armee erfolge in wenigen Tagen, alle sollten sich darauf vorbereiten. Auch der Tod aller Deutschen, die den Tschechen die Erniedrigung durch den Einmarsch Hitlers gebracht hatten, wurde über den Äther versprochen.

Ebenso wollte man mit allen Kollaborateuren verfahren, die die Deutschen und die Protektoratsregierung unterstützt hatten. (...)

Vati hatte nach einer überstandenen Gürtelrose eben erst das Bett verlassen und war noch krankgeschrieben. Am Sonntagnachmittag erschien die Sekretärin von Vatis Chef, Herrn Bölling, bei uns und berichtete über chaotische Zustände im Büro des Verbandes für Land- und Forstwirtschaft. Der ehemalige tschechische und der deutsche landwirtschaftliche Rat waren zu dieser Behörde zusammengefaßt worden. Nach Aussage der Sekretärin hatte ihr Chef noch vor dem Wochenende Brünn Hals über Kopf verlassen, "heim ins Reich". Aufgrund seiner Position bei der NSDAP-Kreisleitung hatte er den einzigen noch vorhandenen Lastwagen des Amtes mit Holzvergaser beschlagnahmt, die Familie mit Hab und Gut aufgeladen und ist dann mit einem Fahrer aufgebrochen. Um das Büro hat er sich nicht mehr gekümmert. Fast alle tschechischen Angestellten waren in den letzten Tagen nicht mehr im Büro erschienen, sie hatten sich mit Krankheit entschuldigt oder waren einfach ohne Angaben von Gründen ferngeblieben. Diese Hiobsbotschaft hat Vati veranlaßt, trotz seines Gesundheitszustandes gleich am Montagmorgen das Büro aufzusuchen, um nach dem Rechten zu sehen. Jetzt war er ja Chef, sicherlich nicht die erhoffte Anerkennung seiner Arbeit, sondern eine Bürde für die letzten Kriegstage.

Gerhard und ich waren zu Hause, wir hatten keine Schule mehr. Das deutsche Gymnasium, das Gerhard besuchte, war schon seit Anfang April geschlossen. Die letzten Lehrkräfte entweder zum Militär eingezogen worden oder, wenn sie zu alt waren, mußten sie sich beim Volkssturm melden. Die Lehrerinnen wurden als Lazaretthelferinnen eingesetzt. Der geregelte Unterricht hatte bei mir schon am 20. November 1944 aufgehört. Ich besuchte die Gregor-Mendel-Oberschule, sie lag schief gegenüber dem Brünner Stadttheater und war von mehreren Bomben getroffen worden. Den Luftangriff vom 20. November auf die Brünner Innenstadt hatten alle Schüler in dem von meterdicken Mauern umgebenen Gewölbekeller der Schule unverletzt überstanden. Die Gebäudeschäden waren jedoch sehr groß und über den Winter gab es nur sporadisch Unterricht in den nicht mehr beheizbaren Klassenzimmern. Im Laufe des Monates März wurde der Unterricht ganz eingestellt, weil es hereinregnete. (...)

Kapa hatte in den letzten beiden Wochen sowohl ihre tschechischen Brüder wie auch die tschechische Verwandtschaft ihres verstorbenen Mannes besucht. Von beiden Seiten wurde sie bedrängt, das Kriegsende doch bei ihren tschechischen Blutsverwandten zu verbringen, hier wäre sie sicher. Aber sie wollte ihre Tochter – meine Mutter – und deren Familie nicht im Stich lassen, also blieb sie bei uns.

Am Montag früh, es war der 16. April, ging Vati ins Büro. Noch fuhr die Elektrische, wenngleich ein Fahrplan nicht mehr eingehalten werden konnte. Wir waren alle sehr bald aufgestanden und mein jüngster Bruder Willi machte ein Konzert zum Gotterbarmen. "Wahrscheinlich bekommt er Zähne", meine Kapa und wiegte ihn in ihren Armen. "Vielleicht ist es nur Bauchweh", erwiderte Mutti und gab ihm ein Fläschchen mit Kamillentee. Erstaunlich aber war, wie wenig Willi später auf der Flucht schrie, wo er doch nur spärlich und sehr unregelmäßig Nahrung bekam.

Kapa war fleißig damit beschäftigt, von der roten Hakenkreuzfahne, die jeder Hausbesitzer haben mußte, das Hakenkreuz zu entfernen. "Aus dem Stoff könnte man doch noch Turnhosen für Hugo nähen", meinte sie, weil sie wußte, daß mein Bruder Gerhard nur schwarze Turnhosen tragen wollte. Ich aber liebte Farben und bunte Stoffe. Alle Zeichen und Symbole von Gerhards Hitlerjugenduniform und auch meiner Pimpfuniform hat Kapa ebenfalls entfernt. Beim Wegtrennen der Lebensrune am linken Ärmel von meinem Uniformhemd gab es von mir Protest mit vielen Tränen. Ich hatte erst zu Anfang März nach eifrigem Büffeln und vielen praktischen Übungsstunden bei der Prüfungskommission die Feldscherprüfung bestanden. Die Prüfung wurde von zwei Frauen in weißen Kitteln abgenommen. Ich konnte jetzt eine Wunde mit Jod reinigen, einen Finger verbinden oder einen Kopfverband anlegen, aber der sichtbare Beweis dafür landete in Kapas Küchenherd. Ich habe das einfach nicht begreifen können.

Um der vormilitärischen Ausbildung bei der Hitlerjugend zu entgehen, hatte sich Gerhard zur Marine-HJ gemeldet. Seine Uniform hätte er ohne Abzeichen später auch als Matrosenanzug tragen können.

Zum Mittagessen gab es dann Kapas berühmten Streuselkuchen, mit selbst eingekochter Marillenmarmelade wurde der Hefeteig dick bestrichen und erst dann kamen die Streusel darüber. Trotz der unsicheren Lage haben wir uns das Essen schmecken lassen. In früheren Zeiten gab es zu diesem Kuchen immer ein großes Haferl Milch, jetzt zum Kriegsende mußten wir die wenige Milch, die wir auf die Lebensmittelmarken bekamen, Willi überlassen. (...)

Vati war sowohl von deutscher wie auch von tschechischer Seite empfohlen worden, seine Familie aus den Kriegswirren herauszuhalten und, wenn möglich, nach Oberösterreich in Sicherheit zu bringen. Vati hat dann am Abend mit Muti und Kapa sehr lange darüber diskutiert, wir Kinder mußten ins Bett und bekamen nichts mit.

Am Dienstag ging Vati ins Büro zum Nachschauen, bereits zu Mittag war er zu Hause. Den Heimweg mußte er größtenteils zu Fuß zurücklegen, weil die Elektrische nicht mehr geregelt verkehrte. Vom Büro aus hatte er versucht, eine Lösung zu finden, wie er die Familie aus Brünn herausbringen könnte. Einen Mietwagen zu bekommen war unmöglich und alle privaten Autos hatte die Wehrmacht und zum Schluß die SS konfisziert. Sie verhafteten auch jeden, der heimlich ein Auto versteckt hatte und es wurde denjenigen Prämien bezahlt, die solche verborgenen Autos verraten haben.

"Noch sollen vereinzelt Züge aus Brünn herausfahren," hieß es, vor allem Flüchtlingstransporte. Fahrplanmäßige Züge gab es schon seit Tagen nicht mehr. Für diese Aktion hatte Oberbürgermeister Judex Züge und Busse bereitstellen lassen, die Deutsche aus der gefährdeten Stadt herausbringen sollten. Vati hatte am Vormittag durch einen Mitmaturanten, der diese Transporte zusammenstellte, erfahren, daß es noch möglich war, hier mitzukommen. Das einzige Hindernis waren die russischen Bomber, die immer wieder die Gleise unter Beschuß nahmen und damit den Schienenverkehr unterbrachen. Hier mußten dann schnell Bautrupps, die teilweise in der Nacht arbeiteten, die Gleisanlagen reparieren. Auch englische Tiefflieger waren an den Angriffen beteiligt, sie haben hauptsächlich die Lokomotiven zerschossen und so wiederum eine Unterbrechung des Verkehrs herbeigeführt, so daß das Verlassen des Bahnhofes nur bei Dunkelheit geschehen konnte. Die Züge – nur teilweise mit einem roten Kreuz gekennzeichnet – fuhren nur noch in Richtung Norden, da vom Westen die Amerikaner und vom Süden und Osten die Russen heranrückten. Für so einen Flüchtlingszug hatte uns Vati angemeldet, wir wußten weder den Zeitpunkt, noch das Ziel unserer Flucht. Aus der Stadt drängten in diesen letzten Tagen sehr viele Menschen. Viele Schlesier waren über Mährisch Ostrau oder Olmütz in die mährische Hauptstadt geflüchtet und wollten den Kriegswirren entfliehen. Auch viele Brünner wollten noch die Stadt verlassen, bevor die Russen kämen. Nur Frauen mit Kindern und ältere Leute konnten die Organisatoren berücksichtigen, unter diese Kategorie fiel unsere Familie. "Wir werden rechtzeitig informiert, wenn es so weit ist," sagte Vati.

Nachmittags wurde es dann in unserem Hause lebendig, alle mußten den "Auszug" aus unserem Heim vorbereiten. Vati hat dann die für jeden Haushalt vorgeschriebene "Pflichtlektüre" im Garten vergraben, wir haben darauf Radieschen und gelbe Rüben gesät. (...)

Das Brünner Tagblatt, die deutsche Zeitung in Brünn, wurde in diesen Tagen nicht mehr zugestellt. Am Vortag hatte Vati jemand gesehen, der eine aktuelle, wenn auch dünne, Ausgabe aus der Stadt mitgebracht hatte. Spontan erklärte ich mich bereit, eine Zeitung zu besorgen. Mutti war dagegen, wir hatten in der Nacht schon Geschützdonner gehört und sie sagte "die Russen können nicht mehr allzu weit von Brünn entfernt sein". In diesem Fall aber waren zwei "Männer" gegen eine Frau, und so lief ich, die Zeitung zu besorgen.

Zum Glück habe ich eine Elektrische erwischt, und von da aus sah ich, daß die meisten Geschäfte und Gaststätten schon geschlossen und manche sogar ihre Auslagenfenster mit Brettern vernagelt hatten. Ohne Zwischenfälle erreichte ich den Lažanský-Platz, heute heißt er übersetzt Mährischer Platz, dort befand sich die Druckerei Rohrer, die das Brünner Tagblatt gedruckt und verlegt hat. Es war ein Eckhaus, und im Erdgeschoß befand sich der Laden, dort wurden Zeitungen und auch Bücher verkauft. Die Schlange derer, die eine Zeitung kaufen wollten, reichte schon um die Ecke und wurde auch nicht kleiner, da immer wieder neue Leute dazukamen. Auch ich stellte mich geduldig an und wartete, bis ich an die Reihe kommen sollte. Fast war es so weit, plötzlich hörte ich ein Krachen und Splittern, Glasscherben flogen durch die Luft und ich spürte eine ungeheure Druckwelle. Instinktiv habe ich mich flach auf den Boden geworfen und wurde wie die anderen von den vorher aufgewirbelten Zeitungen zugedeckt. Eigentlich ein lustiges Bild, aber in dem Moment war mir nicht zum Lachen zumute. Es war ein Luftangriff der russischen Kleinbomber ohne Vorwarnung. Die Leute rundum standen wieder auf und die meisten liefen in den benachbarten öffentlichen Luftschutzkeller. So plötzlich wie der ganze Spuk begonnen hatte, so wurde es auch wieder ruhig, dann erst begannen die Sirenen zu heulen.

Ich aber wollte so schnell wie möglich nach Hause, eilends nahm ich vom Boden eine Zeitung und rannte davon. Gleich um die Ecke in der Jodockstrasse – heute heißt sie Joštová – nicht weit von der deutschen evangelischen Kirche konnte ich die Folgen des Luftangriffes sehen. Eine Elektrische war von einer Spreng- und einer Brandbombe getroffen worden und brannte lichterloh. Passanten waren dabei, die nach meiner Annahme "Verletzten" aus dem brennenden Wagen herauszuzerren und auf die Straße zu legen. Heute weiß ich aus der Festschrift der Brünner Verkehrsbetriebe, daß "außer dem schwerverletzten Schaffner des Beiwagens kein Insasse überlebt hat". Ich lief weiter, ohne nach links und rechts zu schauen. Da jetzt keine Elektrische mehr fuhr, mußte ich den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen. Im Masarykviertel nahm ich dann verschiedene Abkürzungen über kleine Seitengassen, so daß ich nicht die Hauptstraße entlang der Straßenbahnschienen zum Laufen brauchte. Keuchend erreichte ich die Straßenkreuzung Ecke Wavra / Bílýgasse unweit von unserem Haus. Den ganzen Weg habe ich die Zeitung krampfhaft in der Hand gehalten, um sie ja nicht zu verlieren. Erst daheim habe ich gemerkt, daß ich zwei Zeitungen erwischt hatte, die Ausgaben waren in diesen Tagen ziemlich dünn.

Die ganze Familie stand schon an der Kreuzung, Vati, Kapa, Gerhard und Mutti mit Willi im Arm. Ich weiß nicht wie, aber die Hiobsbotschaft von der brennenden Elektrischen hatte sich schneller herumgesprochen, als ich nach Hause laufen konnte. (...)

Gegen Abend meldete sich eine NSV-Mitarbeiterin bei uns, sie war vom Flüchtlingstransportleiter geschickt worden. "Morgen geht noch ein Transport", sagte sie, "Sie müssen am frühen Vormittag da sein, die reservierten Plätze werden an Ort und Stelle vergeben. Nehmen Sie nur soviel Gepäck mit, wie Sie im Gepäcknetz unterbringen können, Sie haben nur ein Abteil für die ganze Familie", sagte sie anschließend. Auf Vatis Frage, von wo der Zug fahren würde, nannte sie einen Bahnsteig am

Hauptbahnhof und war schon wieder im Weggehen. Sie hatte noch mehrere Leute zu benachrichtigen, trotzdem wandte sie sich noch einmal um rief uns noch mahnend zu: "Kommen Sie nicht zu spät, die Leute werden sich um die Plätze raufen". Später war uns klar, wie recht sie hatte.

Gerhard hat Kapa noch geholfen, die Gepäckstücke so umzupacken, daß jeder einen Rucksack bekam, den er auch tragen konnte. Kapa besaß keinen Rucksack und so hat sie sich einfach an einen Sack Bänder genäht und diesen sodann am Rücken getragen. Mutti packte den gesamten Vorrat an Kindernahrung ein, den sie sich bei einem bekannten Apotheker beschafft hatte. All das kam entweder in den Kinderwagen oder in zwei Taschen, die sie am Wagen befestigte. Außerdem verstaute sie noch Babykleidung, Windeln und Pflegemittel. Geschlafen hat in dieser Nacht niemand von uns, ich war neugierig, was uns der nächste Tag bringen würde. Alle anderen hatten große Angst, wie wir den Exodus mit Tiefffliegerbeschuß überstehen würden, und wo unsere Zugfahrt endet. Vati war fest überzeugt, daß wir in spätestens zwei Tagen Oberösterreich erreichen müßten, denn weder die Amerikaner noch die Russen könnten in zwei Tagen in Prag oder Budweis sein und von da war es nach Oberösterreich nur noch ein Katzensprung.

Wir hatten keine Ahnung, wie lange diese Bahnfahrt tatsächlich dauern und wo sie enden würde.

Wir verlassen Brünn

(...) Auf dem Bahnhof bot sich uns ein Bild der Verwüstung, alle Gebäude der Bahnhofsanlage waren durch Bomben beschädigt und die Bahnsteige hatten kaum noch eine Überdachung. Wir sahen sofort, von wo wir wegfahren sollten, eine Menschenmenge mit Sack und Pack stand an einem der Bahnsteige, wo sonst die Vorortszüge abfuhren. Es standen dort zehn bis fünfzehn, es können auch zwanzig gewesen sein, Schnellzugwaggons, und die wartenden Flüchtlinge wurden eingewiesen. Am ganzen Bahnhof waren beschädigte oder zerstörte Eisenbahnwagen zu sehen, der bereitgestellte Zug hatte aber keinerlei Beschädigungen und vom Bahnsteig waren die Bombensplitter weggeräumt. Die Verteilung der Plätze erfolgte durch die NSV, die von zwei Soldaten unterstützt wurde. Als wir ankamen, war der halbe Zug bereits besetzt und eine Schlange von Menschen wartete geduldig, bis sie an die Reihe kämen. Aber immer wieder versuchten nicht vorgemerkte Flüchtlinge aus dem Osten sich in die Schlange einzureihen, sie wurden wegen fehlender Platzreservierung fortgeschickt. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis wir an der Reihe waren. Uns wurde das erste Abteil eines Waggons zugeteilt mit zwei Holzbänken gegenüberliegend für insgesamt acht enge Sitzplätze. Auf der einen Bank saßen Kapa, Vati und Gerhard, auf der anderen Seite Mutti und ich, in der Mitte stand der Kinderwagen mit Willi.

Wir wären gut untergebracht gewesen, aber so hätte der Zug für die vielen Flüchtlinge nicht gereicht. Deshalb mußten alle zusammenrücken und in unser Abteil kam noch ein Mädchen. Trotzdem saßen am Schluß noch viele in den Gängen am Boden.

Der Transport war abfahrbereit, von einer Lokomotive war jedoch nichts zu sehen. Der erste, der von unserer Familie Hunger bekam, war Willi. Die Zubereitung des "Säuglingsmenüs" war Kapas Erfindung. In einen kleinen Topf wurde mitgebrachtes Wasser gegeben, das Pulver der Kindernahrung eingerührt und dann über zwei brennende Kerzen gehalten, bis der Brei gekocht war, meistens hielt ich eine der Kerzen. Schwieriger war es mit den Windeln. Obwohl am Bahnhof genügend Wasser vorhanden gewesen wäre, hat sich niemand mehr aus dem Zug gewagt, da er ja jederzeit ohne Vorwarnung abfahren konnte. So mußten wir mit dem Windelwaschen warten, bis sich eine bessere Gelegenheit bot. Die beiden SS-Soldaten ließen jetzt niemand mehr zusteigen und gingen deshalb entlang des Zuges auf und ab. Es kamen immer noch neue Flüchtlinge, sie wurden auf weitere Flüchtlingszüge vertröstet.

Aus den Dokumentationen, die ich sehr viel später in den Archiven der Sudetendeutschen Landsmannschaft gefunden habe, ist noch von einem Flüchtlingszug am 21. 4. 1945 die Rede, besetzt mit 2.000 Flüchtlingen.

Erst als die Sonne schon am Untergehen war und die Dämmerung einsetzte, hörten wir das Keuchen einer Dampflok. In der Ferne war auch wieder verstärkt Geschützdonner zu hören, und die zurückgebliebenen Menschen richteten sich ein, die Nacht im Bahnhofsbereich zu verbringen. Unsere Lokomotive kam und die beiden SS-Aufpasser waren plötzlich verschwunden und durch zwei ältere Männer, ich glaube sie waren vom Volkssturm, ersetzt worden. Diese bestiegen den Zug und sollten bis zur "Endstation" unsere Begleiter sein. Ein Ruck ging durch den ganzen Zug und wir merkten, daß die Lok angekoppelt wurde.

Endlich war es soweit, und wir sollten losfahren ins Ungewisse. Warum wir erst am Abend den Bahnhof verlassen konnten, erfuhren wir im Laufe der Fahrt. Die Lokomotive des Zuges wurde tagsüber auf Vorortbahnhöfen und Nebengleisen versteckt und konnte sich nur in der Nacht und ohne Licht bewegen, um vor dem Beschuß der Tiefflieger sicher zu sein. Wir verbrachten die Nacht sitzend im Halbschlaf, das eintönige Geräusch der rollenden Räder im Ohr. Als es schon dämmerte, sah Vati aus dem Fenster und sagte: "Wir fahren in Richtung Prag". Vati war sichtlich enttäuscht, daß der Zug so langsam fuhr.

Irgendwann am Morgen gingen zwei Helferinnen der NSV durch den Zug und verteilten Tee und eine Art Seemannszwieback, hart und nicht gesüßt. Für die, die sonst nichts Eßbares mithatten, ein karges Frühstück. Wir besaßen noch die Schmalzbrote von zuhause. Für die Babys und Kleinkinder gab es einen warmen Brei, so daß wir diesmal mit dem Kerzenhalten aussetzen konnten. Der Zug blieb öfter auf offener Strecke stehen, und die Fahrt zog sich deshalb in die Länge. Es muß gegen Mittag gewesen sein, als wir in der Ferne Sirenen heulen hörten. Der Fliegeralarm war kaum beendet, da wurde auch schon unser Zug unter Beschuß genommen. So gut es ging, warfen wir uns auf den Boden.

Mutti hatte Willi hastig aus dem Kinderwagen genommen und schützte ihn am Boden liegend mit ihrem Körper. Der Spuk war von kurzer Dauer, danach war es wieder ruhig. Einige Waggons hatten Einschüsse, die Menschen aber waren unverletzt geblieben. Getroffen wurde auch der rückwärtige Teil unserer Dampflok. Durch das große Loch fiel deshalb ein Teil des Kohlenvorrats auf die Gleise. Die Bahnbediensteten haben geschuftet bis zum Sonnenuntergang, um den Schaden notdürftig zu beheben. Flüchtlinge haben dann die heruntergefallenen Kohlen größtenteils mit bloßen Händen (Schaufeln waren ja nicht vorhanden) wieder eingefüllt. Für die Weiterfahrt wurde die Dunkelheit der Nacht abgewartet. Wie lange und wie weit wir dann gefahren sind, wußte niemand. Als Willi erneut nach Essen verlangte, war es bereits hell. Der Zug stand wieder einmal, diesmal am Nebengleis auf irgendeinem Bahnhof und ohne Lok. "Die Lokomotive wird ausgetauscht", war die Auskunft der Zugbetreuung. Zu essen gab es wiederum ein wenig Zwieback und heißen Tee, am Nachmittag sogar etwas Suppe, die im Freien auf offenem Feuer gekocht wurde. Die NSV-Leute haben den benötigten Proviant in der nahegelegenen Ortschaft organisiert. In der Gegend war noch deutsches Militär, das uns die Kochtöpfe zur Verfügung gestellt hat. Die tschechische Bevölkerung hat uns ignoriert.

Erst in den späten Nachmittagsstunden kam unsere Ersatzlok. Es war ein uraltes Modell, wahrscheinlich noch aus der k. und k. Monarchie stammend, der Kohlenwagen war noch separat angehängt. Gerhard interessierte sich sehr für Lokomotiven und wußte auch das Baujahr, er hatte in seinem Zimmer einige Miniaturmodelle stehen gehabt. Endlich ertönte der Abfahrtspfiff und wir fuhren weiter, allerdings wesentlich langsamer. Aber immer wieder mußten wir anhalten und warten, bis über das Streckentelefon die Fahrt wieder freigegeben wurde. An kleinen Bahnhöfen standen wir meist länger, es wurde dann Wasser zum Teekochen ausgegeben, und die Mütter konnten an den Bahnhofsbrunnen die Windeln waschen. Getrocknet wurden diese dann auf einem zwischen den Waggonfenstern gespannten Strick. Durch den anschließenden "Fahrtwind" trockneten sie dann relativ schnell. Mit der Zeit verloren wir den Begriff für die Wochentage, lediglich die Tageszeit wußten wir, da Vati eine Taschenuhr bei sich hatte.

Sobald die Haltezeit an einem Bahnhof lang genug war, wurden die nächstgelegenen Lebensmittelgeschäfte regelrecht gestürmt. Vati und ich haben dann Maggi-Suppen-Packerl und griffiges Mehl erstanden. Wenn auch die Preise überhöht waren, wußten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie bitter nötig wir diese "Überlebensmittel" brauchten. Vorerst hatten wir für Willi noch genügend Babynahrung, Kapa hat sie später mit Mehl gestreckt.

Wieder einmal stand der Zug, es kann der 20. oder 21. April gewesen sein. Draußen regnete es. Der Stationsvorsteher eines kleinen Bahnhofs weigerte sich beständig, den Transport weiterfahren zu lassen. Aus Prag sei angeblich die Order gekommen, der Zugverkehr sei eingestellt worden. Es waren unzählige Telefongespräche mit der Bahnbehörde notwendig, um die Weiterfahrt zu ermöglichen. Vati stelle sich als Dolmetscher zur Verfügung, da er sehr gut tschechisch sprach und auch Erfahrung im Umgang mit Behörden hatte. Die Männer vom Volkssturm kümmerten sich sehr, damit die Lok Wasser bekam und daß Kohle nachgefaßt werden konnte. An größeren Bahnhöfen war meist noch deutsches Militär, und das vereinfachte die ganze Versorgung.

Ab diesem Tag habe ich dann jegliches Gefühl für ein Datum verloren.

Auf offener Strecke wurden wir von einem Flugzeug aus beschossen, es hat dann gewendet und uns von neuem angegriffen. Wir warfen uns wiederum alle auf den Boden. In einer Angriffspause suchten wir Schutz unter den Wagen auf den Schienen. Die vorderen Waggons waren schwer beschädigt, aber zum Glück hat es keine Toten gegeben. Aber es gab mehrere Verletzte, zum Teil schwer, sie wurden durch einen pensionierten Arzt, der sich bei den Flüchtlingen befand, erstversorgt. Und während die Unverletzten unter den Eisenbahnwagen wieder hervorkrochen und nach ihren Angehörigen suchten, gab es einen fürchterlichen Knall. Der Kessel der Dampflok war durch Einschüsse beschädigt worden und nun explodiert. Der Lokführer erlitt schwere Verbrennungen. Über das Streckentelefon versuchte man Hilfe herbeizuholen, ohne Erfolg. In der einige Kilometer entfernten Ortschaft gelang es dann, telefonisch Hilfe herbeizuholen, es dauerte natürlich alles sehr lange.

Zwei Krankenwagen kamen erst in der Nacht querfeldein zu unserem Standort. Die Verletzten wurden dann abtransportiert, ich war immer neugierig und habe deshalb viel mitbekommen. Für uns alle bedeutete das jetzt, wir stecken fest, ohne Versorgung, ohne Wasser und ohne Verbindung zur Außenwelt. Wenn auch niemand darauf vorbereitet war, die Menschen wurden erfinderisch. Hauptsächlich Mütter mit kleinen Kindern kochten neben den Gleisen Suppe, Tee oder Brei. Zwischen zwei Steine legten sie trockene Äste, entzündeten sie und kochten in Töpfen oder Konservendosen. Es setzte auch ein reger Tauschhandel ein. Maggi-Suppe gegen Brot oder Apfel, gegen Kekse usw. Im nahegelegenen kleinen

Bach wurde das Wasser geholt. Es war richtig gespenstisch, wie sich am Abend die Schatten um die Feuerstellen bewegten.

Auch am nächsten Tag gab es nichts Neues. Als erster bekam Willi seine gestreckte Mahlzeit und anschließend kochte Kapa für uns eine Kasch aus Maggiwürfel und Mehl, und ich sorgte für Holznachschub, damit das Feuer nicht ausging. Gerhard hatte Freunde aus seinem Gymnasium gefunden und hat mit ihnen über Physik und Chemie diskutiert.

Vati bemühte sich mit der Zugleitung um einen Ausweg aus unserer Misere. Nach langen Verhandlungen mit der nächsten Bahnstation kam eine Rangierlok und brachte uns zurück zu dem Bahnhof, den wir zuletzt verlassen hatten. Die kaputte Lok sollte später abtransportiert werden. Zwischenzeitlich war eine weitere Nacht hereingebrochen, die wir im stehenden Zug verbringen mußten.

Auch am nächsten Morgen bestand wenig Aussicht, die Fahrt fortzusetzen. Deshalb strömten viele der Zuginsassen in den Ort, um Eßbares aufzutreiben. Brot, Wurst und Milch war im Laden selbst auf Lebensmittelkarten nicht zu bekommen, dagegen ergatterten viele Kartoffeln, Rüben, Nähfaden und Kochtöpfe. Ich war im Kramerladen, der zu einem Wirtshaus gehörte, und da ich nichts anderes kriegen konnte, kaufte ich für das ganze mitgegebene Geld Süßigkeiten. Die anderen Kinder haben es auch so gemacht. Verlangt hatte ich die Ware in tschechisch und erst als wir schon weggingen, hörte ich die Leute im Gasthaus sagen "to jsou němci z toho vlaku"– das sind die Deutschen aus dem Zug.

Bepackt mit der süßen Fracht hörten wir schon aus der Ferne ein Stampfen und rannten mit lauten Rufen "die Lok kommt" wieder zu unseren Familien. Ganz außer Atem kam ich an, der Eile hätte es aber nicht gebraucht, denn es dauerte noch fast zwei Stunden, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Wenn ich auch nichts ordentliches zum Essen gebracht habe, so konnten wir doch über Tage wenigstens Bonbons lutschen.

Jetzt fuhren wir schneller und kamen auch gut voran, wir mußten zwar wegen der Tiefflieger öfter anhalten und uns unter den Wagen verstecken, wurden aber von den Fliegern verschont. Wir sind auch noch öfter auf offener Strecke gestanden und konnten uns in der bewährten Weise versorgen. An einem Bahnhof wurde sogar ein Lebensmittelladen angewiesen, uns gegen Marken Brot, Grieß und Mehl zu verkaufen, und so hatten wir wieder etwas zu essen.

Ich weiß nicht, wann wir Prag erreicht haben, man hatte uns in irgendeinem Vorort abgestellt, in die Stadt selbst sind wir nicht gefahren.

Das Eisenbahn-Klosett war ein richtiges Problem, meistens war es besetzt und auch der Geruch an diesem Ort schwer zu ertragen. Auf offener Strecke sind wir lieber ins Gebüsch, und auf den Bahnhöfen haben wir möglichst die öffentlichen Anlagen benützt. Meistens waren diese aber zugesperrt und die Schlüssel nur schwer zu beschaffen. Auf einem Bahnhof mußten wir dafür eine Krone bezahlen, obwohl an der Türe 50 Heller stand. So waren an manchen Bahnhöfen die Kohlen- und Viehwagen der beste Schutz, um sein Geschäft zu verrichten.

Nachdem man uns im Prager Vorort verboten hatte, neben den Gleisen Feuer zu machen, haben wir Willis Brei wieder mit Kapas Erfindung zubereitet und wir haben von unseren Vorräten gezehrt, Gerhard und ich vor allem von den Bonbons. Kapa mußte von weither das Wasser holen, um die Windeln zu waschen, und da wir momentan keinen Fahrtwind hatten, trockneten die Windeln nicht so schnell. Vati hatte Herzbeschwerden bekommen und die letzten Tabletten verbraucht. Die Stimmung unter den Flüchtlingen war gedrückt, und eine ordentliche Auskunft bei den tschechischen Bahnangestellten zu bekommen, war aussichtslos. Über die Kriegslage wußten wir nichts Genaues, einerseits sollen die Amerikaner schon an der tschechischen Grenze sein, andererseits Partisanen den Bahnbetrieb blockieren. Vati bemühte sich wieder um eine Weiterfahrt und war bei den Verhandlungen auch mit den dort stationierten SS-Soldaten dabei. Endlich war es dann soweit, und der Flüchtlingszug setzte sich wieder in Bewegung.

Vati stellte fest, daß wir nun in Richtung Süden fuhren, eine leise Hoffnung kam in uns auf, daß wir vielleicht doch noch vor Kriegsende Oberösterreich erreichen. Die Fahrt verlangsamte sich, zwischendurch blieben wir dann wieder einige Stunden stehen. Irgendwann in der Nacht stand der Zug endgültig und er blieb auch stehen ...

Es war der Bahnhof von Blatna – nach Oberösterreich wäre es näher als nach Prag und doch zu weit, um zu Fuß dorthin zu kommen. Blatna war die vorläufige Endstation und der Ort, wo wir das Kriegsende erleben sollten.

Das Kriegsende in Blatna

Es war in der Nacht vom 24. zum 25. April, als zwischen Strakonitz und Blatna – genauer von Rojice nach Groß Turna – die Grundmauern einer kleinen Brücke von einer Partisanengruppe zerstört worden sind und damit der Eisenbahnverkehr nach Budweis unterbrochen war.

Ich weiß es noch sehr gut, ich habe auch später von Prag aus im Brief vom 8. 3. 1948 an Onkel und Tante nach Niederbayern unsere Fahrt nach Blatna geschrieben. Im November 1999 habe ich unter

anderem Blatna besucht und diese Begebenheit auch in der Dokumentation "750 Jahre Blatna" aufgezeichnet gefunden.

Unseren ganzen Flüchtlingszug hat man auf ein Nebengleis gebracht und ohne Lok stehen lassen, es kümmerte sich auch niemand um uns. Die Eisenbahner taten so, als ob niemand angekommen wäre. Erst am frühen Vormittag erschien eine Abordnung des Protektoratgemeinderates mit einigen NSV-Mitarbeitern, um zu beraten, wo wir eigentlich untergebracht werden sollen.

Die Schule war bereits mit Flüchtlingen besetzt, der Gasthof "Zum Weißen Löwen" mit seinem großen Tanzsaal ebenfalls, wie auch der Turnsaal des "Sokol" (Turnverein), und die Hotels, Pensionen und Privatunterkünfte konnten auch keine Leute mehr aufnehmen. Im Verlaufe des Vormittag wurden wir endlich aus den unbequemen Waggons ausgeladen. Als erstes kümmerten sich die Helferinnen um die Mütter mit Kleinkindern, die bis jetzt nur notdürftig versorgt werden konnten. Diese Familien wurden zuerst aus dem Zug geholt und so auch wir. Die anderen Flüchtlinge wurden anschließend auf mehrere Ortschaften rund um Blatna verteilt und vor allem in den dortigen kleinen Schulen untergebracht.

Bei meinem Besuch in Blatna habe ich einen Mann getroffen, zur damaligen Zeit war er fünfzehn Jahre alt und hatte mit den Buben aus Brünn gespielt, da diese sehr gut tschechisch gesprochen hatten.

Wir sind vom Bahnhof zur Schule geführt worden, eigentlich waren es zwei, eine Volks- und eine Hauptschule. Der Schulbereich war schon mit nahezu 1000 Flüchtlingen aus dem Osten, vor allem aus Schlesien und Siebenbürgen, belegt. Diese Leute sind teilweise mit Pferd und Wagen gekommen, die jetzt im parkähnlichen Schulhof standen. Die noch dort stationierte deutsche Wehrmacht brachte unsere wenigen Habseligkeiten mit einem LKW nach. Es war sehr schwierig, uns Brünner in der Schule noch unterzubringen. Alle Klassenzimmer waren bereits belegt, und wer schon ein Quartier hatte, wollte es nicht mit den Neuankömmlingen teilen.

Der Lagerleiter stellte sich vor – er hieß Josef Bouček und war der Rektor der Hauptschule – und wir sollten seine Anweisungen befolgen. Ein Teil des Lehrpersonals war ihm zur Hilfe zugeteilt, sofern diese nicht in Gaststätten, die als Ausweichschulräume dienten, unterrichten mußten. (...)

Die Kontakte zwischen den einzelnen Flüchtlingsgruppen beschränkte sich auf uns Kinder. Noch war Blatna Protektorat und deutschen Organisatoren unterstellt. Die Neuankömmlinge bekamen Essenmarken für je ein Mittags- und Abendessen, ebenso eine Brotration und Kaffee oder Tee. In den örtlichen Lebensmittelgeschäften waren noch Kracherl zu kaufen, meistens habe ich diese besorgt. Die in der Schule untergekommenen Brünner waren für die Mahlzeiten im Gasthaus "Beránek"eingeteilt.

Wenn ich an die späteren Leiden und den Hunger denke, so haben wir hier noch fürstlich gelebt und hatten eine saubere Unterkunft, jedenfalls die nächsten zehn Tage, und dann kam der Umsturz. (...)

Am Nachmittag des 4. Mai ging unsere Familie mit Willi im Kinderwagen in der Frühlingssonne spazieren. Irgendwie spürten wir, daß sich etwas ändern wird.

Der Umsturz

Der Umschwung machte sich sehr schnell bemerkbar. Im Gasthaus "Beránek" wurde das Essen – der übliche Eintopf – einfach auf den Tisch gestellt, "kein Personal" hieß es. Nach dem 3. Mai gab es überhaupt kein Essen mehr und wir mußten uns nun in der Schule selbst versorgen. In Wirklichkeit hatte der Umsturz bereits begonnen. Noch am selben Abend kam das hier stationierte Militär marschfertig zu uns und teilte mit: "Wir setzen uns in Richtung Westen ab und werden uns dem Amerikaner ergeben." Ihre Waffen hatten sie bei den Tschechen zurückgelassen, dafür versprach man ihnen, daß von seiten der Widerstandskämpfer ihrem Abzug kein Hindernis im Wege stünde. Nur ein Rest der deutschen Truppen – die Kommandantur – blieb zurück, der sich zwei Tage später kampflos den Tschechen ergab. *Die Chronik schreibt, daß Blatna den umliegenden Orten bis Strakonitz mit insgesamt 2.600 Gewehren bzw. Maschinenpistolen zur Bestückung von Militär und Polizei "ausgeholfen" hat.* In den nächsten zwei Tagen gab es im Ort keine kriegerischen Handlungen mehr.

Viele von den in der Schule lebenden Flüchtlingen haben die abziehenden deutschen Soldaten gebettelt, sie mitzunehmen, doch ohne Erfolg. Lediglich einigen jungen Mädchen und Frauen war es gelungen, auf die Lastwagen zu steigen und mitzufahren, auch unsere NSV-Mitarbeiterin war darunter. Uns sagten die Soldaten "hier handelt es sich um Wehrmachtshelferinnen oder Angestellte der Wehrmacht, die ein Soldbuch besitzen." Das abziehende Militär hat uns Kommißbrot, Mehl, Kartoffeln und Kochgeschirr überlassen, für alle Fälle, sagten sie. In den folgenden Tagen hat uns das viel genützt.

Muttis Kirchgang am 5. Mai verlief noch ruhig, auch ich war dabei. Aufgefallen ist uns beiden, daß am Hauptplatz wesentlich mehr Menschen als sonst herumstanden und eifrig diskutierten. So um zehn Uhr rum wurde es dann lebendig, aus den Lautsprechern am Stadtplatz erklang flotte Marschmusik. Die Musik wurde unterbrochen für Nachrichten und Aufrufe in tschechischer Sprache.

"Byla vyvolaná Československa republika", das heißt, die tschechoslowakische Republik ist ausgerufen worden. Weiter wurde vom Aufstand der Patrioten in Prag berichtet und die Bevölkerung aufgerufen, den Aufständischen zu Hilfe zu eilen. Alle deutschen Bezeichnungen, die man in der Nacht noch nicht entfernt

hatte, wurden unter lautstarkem Beifall heruntergeschlagen, und an den Geschäften hingen handgemalte Plakate mit aufgehängten Menschengestalten, daruntergeschrieben bissige Verse von Rache an Deutschen und Kollaborateuren.

Unsere Familie war auch auf den Marktplatz geeilt, wir standen jedoch etwas abseits, konnten aber von unserem Platz aus alles übersehen. Vati konnte es nicht verstehen, wie das alles so schnell geschehen konnte. Dagegen stand Kapa stumm neben uns, vielleicht wußte sie, wie der Tag X generalstabmäßig vorbereitet worden war. Die vielen großen Fahnen an den Häusern beeindruckten mich vor allem, sie gaben dem Platz ein buntes Bild.

So begann der 6. Mai, ein Sonntag, und Mutti wollte wieder in die Messe gehen, während Kapa fleißig beim Kochen in der Schule half. Am Hauptplatz angekommen, sahen wir an den Bäumen vor dem Narodný Výbor – so hieß jetzt das Gemeindeamt – Strohpuppen hängen, die wie Menschen angezogen waren, eine Schlinge um den Hals und einem breiten Band über der Brust mit der Aufschrift Kollaborateur. Es war ein schauderhafter Anblick. Eine aufgebrachte Menge schlug auf einige Menschen ein und trieb sie in Richtung Gefängnis, das im Amtsgericht untergebracht war. Es sollen Deutsche oder Kollaborateure sein, sagte einer der zuschauenden Tschechen.

Vom Bahnhof näherten sich zwei Lastwagen, voll besetzt mit jungen Burschen. In der einen Hand schwenkten sie die tschechische Fahne, in der anderen hielten sie ein Gewehr, sangen dabei laut die Nationalhymne "Kde domov můj" und riefen immer wieder "wir eilen Prag zu Hilfe!" Immer mehr Menschen versammelten sich auf dem Platz, um die Helden zu verabschieden, die Prag befreien wollten. Mutti nahm mich bei der Hand und wir gingen alle in gedrückter Stimmung in die Schule zurück.

Am Mittag erschien unser bisheriger Lagerleiter mit einem Beamten des Narodný Výbor und mehreren bewaffneten Männern, den Uniformen nach sahen sie aus wie vom Militär oder von der Polizei. Die Leitung unseres Flüchtlingslagers wurde nun vom tschechischen Amt übernommen, ein striktes Ausgehverbot erlassen, die anwesenden Polizisten des Protektorats entwaffnet und abgeführt. Vor den Ein- und Ausgängen standen jetzt Wachen, wir waren interniert.

Alle Mahlzeiten nahmen wir jetzt in den Klassenzimmern ein, und wer keinen Eßnapf besaß, mußte sich mit einer alten Konservendose behelfen. Gottlob hatte Vati sich beim Verabschieden der deutschen Soldaten zwei Eßgeschirre der Wehrmacht besorgt, die damals keiner haben wollte. Da wir nicht mehr in den Ort gehen durften, haben wir auch nicht mitbekommen, daß es an diesem Tag in Blatna eine große Verhaftungswelle gegeben hat. Ansässige Deutsche und tschechische Kollaborateure wurden aus Wohnungen bzw. Häusern gezerrt und ins Gefängnis verbracht, das ab da überfüllt gewesen sein soll, so berichtet jedenfalls die Chronik. Irgendwie kam dann das Gerücht auf: "Die Amerikaner kommen"!

Die Unruhe, die in dieser Nacht draußen herrschte, hat sich auch auf die Insassen des "lnternierungslagers Schule" übertragen. Geschlafen hat keiner von uns, außer Willi, der am vorherigen Abend noch relativ gut versorgt worden war.

Am Montag, es war ungefähr neun Uhr, vernahmen wir das Geräusch herannahender Panzer, die Amerikaner waren im Anmarsch. Wir haben den Einzug der Armee Eisenhowers deshalb so hautnah mitbekommen, da unsere Bewacher in ihrer Begrüßungseuphorie von den Posten weggelaufen waren und wir somit auch die Schule verlassen konnten. Eine riesige Menschenmenge war schon am Hauptplatz versammelt, die Häuser waren beflaggt und die Kinder winkten mit Papierfähnchen.

Ich stand ganz nah an der Straße und sah mehrere Tankfahrzenge, sechs oder sieben an der Zahl. Die auf den Fahrzeugen sitzenden Soldaten winkten, warfen Kaugummi, Schokolade und über die Köpfe der Kinder hinweg auch Zigaretten in die jubelnde Menge. Auch ich habe etwas von den Süßigkeiten erwischt, und dieses Erlebnis ist mir haften geblieben. Ich wollte meinen Fang den anderen zeigen, mußte mich aber erst durch die vordrängende Menge den Weg nach hinten bahnen. Ich fand dann die übrige Familie, sie standen bei einer Hauswand mit anderen Brünnern, die genau wie wir auf den Platz geeilt waren. "Wir müssen zusammen bleiben!" schimpfte Kapa, und wir gingen alle wortlos in die Schule zurück.

Die Amerikaner sind gut, sagte Vati, sie werden es nicht zulassen, daß Frauen und Kindern etwas geschieht. Die Ankunft der alliierten Streitkräfte hatte bei uns Brünnern die Hoffnung geweckt, daß wir nach einer gewissen Zeit der Konsolidierung wieder in unsere Heimatstadt zurückkehren könnten. Nach Ankunft der Amerikaner hat man die Ausgangssperre gelockert und bei den Kindern hat man eine gewisse Nachsicht geübt. Einmal am Tag bekamen wir jetzt eine zusehends dünner werdende Eintopfsuppe, und auch die Brotrationen fielen kleiner aus. (...)

Am 10. Mai kamen die Russen, auch sie nahmen den Weg über den Hauptplatz. In gepanzerten Fahrzeugen blieben sie vor dem ehemaligen Gemeindeamt stehen und wurden von der Bevölkerung ebenfalls freudig begrüßt. Am Nachmittag fand am Hauptplatz eine Großveranstaltung statt. Gesprochen haben der Bürgermeister, der amerikanische und der russische Kommandant und zuletzt Major Böhm, der hier für das neu gegründete tschechische Militär zuständig war. Alle Redner wurden mit donnerndem Applaus gefeiert. *Laut verschiedener Dokumentationen hat es an diesem Abend ein Galaessen für die Befreier gegeben.*

Die Situation in der Schule begann sich wieder zu verschlechtern. Die Bewachung wurde strenger, die Wachtposten gehässiger, und Ausgang gab es nur mit einem triftigen Grund. Essen hamstern war vorbei,

Holz im Wald sammeln war nun ein wichtiger Grund, da die Kohlen zum Kochen des Essens ausgegangen waren und wir von den Tschechen keine mehr erhielten. Kapa hatte wieder eine Idee, sie schloß sich den Holzsuchern an und brachte immer ein großes Bündel mit, das sie auf dem Rücken trug. Sie nahm entweder Gerhard oder mich mit und wir hatten dann die Aufgabe, das Holz tragfertig herzurichten, während sie selbst hamstern ging. Kapa hat anschließend das Holz getragen und einer von uns das Gehamsterte.

Gleich hinter Blatna verlief die Demarkationslinie, der zwei Kilometer entfernte Nachbarort Bezdědovice war bereits in russischer Hand.

Die stets Waffen tragenden Russen hatten freien Zugang in Blatna, kein Amerikaner verwehrte den Verbündeten die Gastfreundschaft. So geschah es, daß wenige Tage später in der Nacht russische Soldaten mit Waffengewalt in unsere Schule eindrangen und mehrere Mädchen und Frauen vergewaltigt haben. Auch in unseren Raum sind sie gekommen, wahrscheinlich waren es die Kinderwagen in der Mitte des Raumes, die sie abgehalten haben, uns etwas zu tun. Wo waren die tschechischen Wachen geblieben? Die heftigen Proteste bei der tschechischen Polizei und beim Narodný Výbor halfen nichts. Erst als wir beim amerikanischen Kommandanten um Schutz baten, erhielten wir in der Nacht einen amerikanischen Soldaten als Wache, der die Russen von uns fernhielt.

Eine Garantie für die Sicherheit unseres Lebens hatten uns die Amerikaner gegeben, alles andere lag in den Händen der Tschechen. Es gab jetzt als tägliche Mahlzeit eine Kelle Suppe, ein Stückchen Brot und eine Tasse Kaffee, gebraut aus Kaffee-Ersatz, und für Willi nur noch eine Kasch mit Wasser zubereitet. Wären die "Zusatzrationen" durch Kapa nicht gewesen, wir hätten damals schon hungern müssen.

Nachdem Prag durch die Russen befreit worden war, kehrten Blatnas siegreiche Söhne zurück und wurden als Helden gefeiert. Sie trugen stolz Armbinden mit den Initialen R.G. – das bedeutet revoluční garda (Revolutionsgarde) – und die lauten Begrüßungsszenen konnten wir sogar in der Schule hören.

Während es in den ersten Tagen nach dem Umsturz noch zu mehreren Fällen von Lynchjustiz kam, so hatten es – laut Chronik – die Amerikaner verboten, jemanden etwas zu Leide zu tun. Ein ordentliches Gericht gab es nicht, um solche Verfehlungen zu ahnden. Es ist dann zu einem tragischen Vorfall gekommen, als junge Burschen zwei halbverhungerte SS-Leute, die sich nur etwas zum Essen stehlen wollten, schon halb tot zur Polizeiwache in der Schule geschleift haben, wo sie anschließend erschossen wurden. *Diesen Sachverhalt weiß ich wiederum aus der Chronik. Wir hatten in der Schule nur die Schüsse gehört.*

Der Mai ging zu Ende, auch alle bisher in Blatna lebenden Deutschen waren an verschiedenen Orten interniert, es waren somit insgesamt nahezu 5.000 Deutsche in Blatna und Umgebung in Internierungslagern untergebracht.

Eines Abends blieb unser amerikanischer Wachtposten aus. Ein Wechsel zwischen Kampf- und Besatzungstruppen wurde vollzogen und so entstand ein Vakuum, das die Russen und Tschechen sofort schamlos ausgenutzt haben. Gleich in der ersten Nacht drangen sie in die Schule ein, haben in der Gegend herumgeschossen, liefen die Treppen hinauf und hinunter, rissen die Türen von den Klassenzimmern auf, um sie dann donnernd wieder zuzuwerfen.

Bei uns ist nichts passiert, aber aus den oberen Räumen haben wir Schreie gehört. Der damalige Augenzeuge Herr Koubik und spätere Historiker der Stadt Blatna, er hat mehrere Beiträge der Festschrift "750 Jahre Blatna" verfaßt, zählt diese Ereignisse zu den dunkelsten Kapiteln dieser Maitage 1945. Er hat mir berichtet, daß die tschechischen Wachtposten die Russen selbst hereinließen und sich damit vor ihren jüngeren Kameraden auch noch gebrüstet haben. Diese Übergriffe sind mir noch persönlich nach einigem Herumreden von einem damals Mitbeteiligten bestätigt worden, er war zu der Zeit selbst einer der Bewacher.

So gut es ging haben wir versucht, uns in der Weise zu schützen, daß wir in der Nacht Schulbänke vor die Tür schoben und die Hauptsicherung im Stromkasten herausgeschraubt haben. Einige Tage haben wir dann noch so in der Schule verbracht.

Ich greife zurück auf die Schulchronik, laut der wir Flüchtlinge bis zum 4. Juni 1945 in dieser Schule waren. Herr Šulc vermerkt in seiner Familienchronik, die er zum 50. Jahrestag der Befreiung der Stadtzeitung "Blatenské Listy" zur Verfügung gestellt hatte, daß die Flüchtlinge aus der Schule irgendwohin in Richtung Osten verfrachtet worden sind, daß ihnen aber vorher die persönlichen Sachen, wie Ringe, Uhren und sonstiges Wertvolles weggenommen wurde. Wörtlich steht: "Angeblich hat sich dabei die Frau des Lehrers M., eines ehemaligen Offiziers, besonders hervorgetan".

Von den Amerikanern verlassen, aus Angst vor den Russen zitternd, schlief in der Nacht kaum mehr jemand.

Es kam dann der Tag, als uns die Tschechen aus der Schule jagten und über die Demarkationslinie ins russische Besatzungsgebiet trieben. *Interessant ist nur, daß – wie in der Schulchronik vermerkt – am 16. Juni die amerikanischen Besatzungstruppen eingetroffen sind und wiederum zum Teil in der Turnhalle und den Klassenzimmern der Schule untergebracht wurden.*

"Deutsches Gesindel" auf nach Prag

Die letzten Stunden in der Schule begannen mit einem wolkenlosen Himmel, es wurde ein milder frühsommerlicher Tag, doch für die Jahreszeit viel zu warm.

"Aufmachen! Polizei, die Schule wird geräumt!" Mit lautem Poltern gegen die Eingangstüren wurden diese Worte gerufen. So schnell wie gewollt konnten jedoch die aus Schulbänken bestehenden Barrikaden nicht weggeräumt werden, die draußen stehenden Milizen hämmerten mit ihren Gewehrkolben gegen die Türen und drohten sogar damit, sie einzuschlagen. Kaum hereingelassen, stürmten etwa zwanzig Revolutionsgardisten durch das ganze Haus, rissen die Zimmertüren auf und riefen: "Das deutsche Gesindel hat sich innerhalb einer Stunde mit dem gesamten Gepäck marschbereit auf dem Schulhof einzufinden!" Es waren zumeist junge Männer in den verschiedensten Uniformen mit roter Armbinde R. G. und zwei Frauen, die ehemalige deutsche Tarnuniformen trugen. Wer Fragen stellen wollte, wurde einfach mit dem Befehl "marsch, marsch" zur Eile getrieben. Die Soldaten postierten sich in den Gängen, an den Türen und im Schulhof. Unser ehemaliger Volkssturmler bekam auf seine Anfrage "warum" nur die Antwort: "Unsere Schulkinder wollen wieder in ihrer Schule unterrichtet werden" und weiter: "Ihr seid schon viel zu lange unsere Gäste gewesen." Einer von der Junta lief durch die Gänge und schrie: "Ihr seid alle verhaftet!"

Weder für die Kinder noch für die Erwachsenen war das Frühstück fertig, und alle Helfer – so auch Kapa – ließen nun alles stehen und liegen und eilten zu ihren Familien, um die Sachen zu packen. Mutti wollte noch schnell die auf der anderen Seite des Hofes zum Trocknen aufgehängte Wäsche herunternehmen und hatte äußerste Mühe, dies dem Wache stehenden Soldaten klarzumachen.

Vati ging es an diesem Tag nicht besonders gut, er klagte über Herzbeschwerden, und durch die Aufregung wurde es noch schlimmer. Da ja keiner mehr das Gebäude verlassen durfte, war es nicht möglich, die zugesicherte Hilfe der Amerikaner auf deren Kommandantur zu erlangen. Immer wieder wurde nach versteckten SS-Leuten gesucht, wo doch zu sehen war, daß sich hier nur Frauen mit Kindern und alte Leute befanden. Damit Willi bei dieser Hektik nicht auch noch zu schreien anfange, hat Kapa ihm eiligst in Milch aufgeweichten und zu Brei verrührten Zwieback gegeben.

Die schwereren Sachen haben wir in die Rucksäcke gepackt und die anderen dann so verteilt, daß wir sie mit den Händen tragen konnten. Das Essen und alles, was für Willi war, haben wir im Kinderwagen verstaut. Vati trug seinen Koffer, der auch unsere Papiere und Wertsachen enthielt.

Wir standen nach der befohlenen Stunde mit mehreren Familien aus Brünn marschbereit im Hof.

(...) Auch ich kann mich erinnern, daß wir über die Bahngleise gegangen sind, links und rechts standen Obstbäume. Kurz nach Blatna befand sich eine kleine Brücke, vor der auf einem Mast die amerikanische Fahne wehte. Hier war die Demarkationslinie, amerikanische Soldaten standen Wache. Wir aber mußten über Feldwege und sumpfiges Gelände zum Teil knöcheltief im Morast den amerikanischen Posten umgehen. Um die Kinderwagen heil durchzubringen, haben alle mitgeholfen, die Soldateska schaute nur grinsend zu. "Euch geht es genau so, wie es uns im KZ ergangen ist!" sagte einer, der an der Uniform ein Schild Mauthausen trug.

Herrr Koubik aus Blatna sagte jedoch, daß nicht jeder, der ein solches Schild trug, auch wirklich in Mauthausen war. Es waren meistens jene, die fünf Minuten nach zwölf auf den fahrenden Zug aufgesprungen sind.

Auch bei den Russen flatterte eine Fahne neben der Straße, und auf der Ladefläche eines LKW war ein Holzhäuschen als Unterstand aufgebaut. Nach überschwenglicher Begrüßung zwischen den Revolutionsgardisten und den Russen am Kontrollpunkt eskortierten uns diese zusätzlich ein Stück des Weges. Die Kolonne kam nur langsam voran, das Gepäck drückte und die Sonne begann zu stechen. Unsere Familie war viel zu warm angezogen. Besonders bei Vati machten sich diese Anzeichen bemerkbar. Er konnte seinen Koffer nicht mehr tragen, und so schleiften wir dieses Stück mehr auf dem Boden als in der Luft, abwechselnd Kapa, Gerhard und ich, hinter uns her. Es waren ja unsere Wertsachen drinnen. Andere Flüchtlinge warfen Gepäckstücke, die sie nicht mehr tragen konnten, einfach in den Straßengraben. Bei seinen Beschwerden war für Vati ohnehin schon der Rucksack zu viel. Immer wieder blieben wir stehen und wurden von den jetzt ungeduldig gewordenen Soldaten angetrieben. Deutsches Schwein und deutsche Hure waren noch die guten Schimpfworte, die sie uns ständig vor die Füße warfen. Ein Bauer, der gerade des Weges kam, hat aus Mitleid alte Leute und Gepäck auf seinen Leiterwagen mit Pferdegespann aufgeladen und ist hinterhergefahren.

Nördlich von Blatna ist eine Bahnhaltestelle, Savišin, die ein Ausweichgleis hat und damals noch über ein Anschlußgleis für eine Mühle und Fabrik verfügte. Die Straße, die wir gingen, führte direkt durch die Mühle zur Bahnstation hin.

Heute hat man eine neue Straße gebaut, die Mühle ist Privatbesitz und ein großes Schild verkündet "Durchgang verboten". Um die Mühle herum waren noch viele Lagerschuppen, teils aus Holz und die großen auch aus Steinen erbaut. Die meisten Nebengebäude wurden zwischenzeitlich abgerissen, nur die ehemalige Fabrik steht noch als baufälliges Gebäude. (...)

Völlig erschöpft, hungrig und durstig erreichten wir die Mühle und haben uns auf den Boden gehockt. Weggehen, Wasser holen oder austreten durften wir nicht. Mit der Zeit kamen auch die anderen nach, und der Hof vor dem großen Steinschuppen war daraufhin von Menschen überfüllt. Ganz zum Schluß kam dann der Bauer mit den Erschöpften und dem Gepäck. Er wollte beim Ausladen helfen, aber er wurde von den Gardisten angeherrscht und weggeschickt.

Erst am Nachmittag durften wir im nahen Gebüsch austreten, dies nur in kleinen Gruppen und unter strengster Bewachung. Nach langem Betteln erlaubten die Bewacher einigen Frauen, Wasser zu holen, sie brachten es in einem großen blechernen Waschzuber. Für die nahezu tausend Flüchtlinge ein Tropfen auf den heißen Stein. Vati hat ein wenig zu trinken bekommen, er lag auf unserem Gepäck und man sah ihm an, daß es ihm wirklich nicht gut ging, seine Medizin war schon lange ausgegangen.

Nach einiger Zeit erschien ein mit Orden geschmückter Soldat – offensichtlich der Anführer –, auf den die Gardisten wohl gewartet hatten. Der Platz wurde nun von den am Boden sitzenden Flüchtlingen geräumt. Sie wurden in die hinten gelegenen Schuppen geschickt. Etwa ein Viertel der Leute hat man dann wieder auf den großen Platz befohlen, der dann hermetisch abgeriegelt wurde. Ein oder zwei Stunden später sind auch wir auf diesem Platz vorgeführt worden. Im Schuppen lagen schon viele von den anderen konfiszierte Gegenstände. Mit Fußtritten, Schlägen und Geschimpfe haben sie auch unsere Familie auf den Platz getrieben. Wir hatten große Mühe, beieinander zu bleiben, da Vati nicht so schnell gehen konnte.

Der Offizier hat uns in tschechischer Sprache eröffnet, daß wir gemäß Regierungserlaß alle in Sammellagern interniert werden, daß unser gesamter Besitz, Gold, Schmuck, Geld, Sparbücher und sonstige Wertsachen als Gutmachung für deutsche Verbrechen beschlagnahmt ist und daß wir hier bei ihm alles abliefern müssen.

Daraufhin forderte er einen von uns auf, seine Worte zu übersetzen. Als Dolmetscher meldete sich einer unserer Brünner Landsleute, der nach erfolgter Übersetzung den Kommandanten noch höflich bat, ihm den Text des Regierungserlasses zu geben, damit er auch diesen den Anwesenden übersetzen kann. Das war für den "důstojník" der Revolutionsgarde zu viel, er schrie ihn an, titulierte ihn Nazischwein und gab den herumstehenden Soldaten einen Wink. Diese stürmten herbei, stießen den Mann mit den Gewehrkolben nieder und ließen ihn blutüberströmt liegen. Als man ihn später weggetragen hat, lebte er noch, von da weg haben wir ihn nicht mehr gesehen. Die anderen Brünner erzählten uns, er soll ein pensionierter Universitätsprofessor aus Brünn gewesen sein. Ab diesem Zeitpunkt wagte es niemand mehr, auch nur den kleinsten Widerspruch zu äußern.

Zu Beginn wurden alle angeblich anwesenden SS-Leute aufgefordert, vorzutreten. Da sich keiner meldete, forderte der Kommandant alle Männer zwischen 15 und 70 Jahren auf, vorzutreten und sich nackt auszuziehen. Es wurde genau überprüft, ob nicht einer ein Brandmal der SS besaß. Auch Gerhard und Vati mußten sich auch ausziehen.

Vor dem Schuppen waren Holztische aufgestellt, hinter denen die Soldaten standen. In der Mitte war der Tisch, an dem der Anführer saß und bei dem jeder seine Wertsachen abzuliefern hatte. Als wir an die Reihe kamen, hat jeder seinen Rucksack, Taschen und Koffer auf einem der Tische ausgeschüttet und von den Soldaten durchwühlen lassen, die dann nach Gusto das eine oder andere beiseite geschoben und in einen Waschkorb geworfen haben. Vor allem Willis Kinderwagen wurde besonders streng durchsucht. Alles wurde herausgeworfen, während Mutti das Baby in den Händen gehalten hat. Deutlich sehe ich noch, wie das von Kapa gehamsterte Mehl auf den Boden geschüttet wurde. Es hätte doch drinnen etwas versteckt sein können. Auch das Baby wurde ausgewickelt und durchsucht. Genau so wie Mutti, Kapa und Gerhard habe auch ich das Umhängetäschchen vom Hals abgenommen und so mein Geld abgeliefert. Vati hat Geld, Gold und Sparbücher auf den Tisch gelegt, auch die Ausweise und Papiere der ganzen Familie. Alle Ausweispapiere, auf denen der Reichsadler mit Hakenkreuz war, wurden zerrissen und auf den Boden geworfen. Als Kapas Papiere untersucht wurden, schrie sie der Kommandant an, was sie denn hier zu suchen hätte. Sie hat sich weinend an meine Mutter geklammert aus Angst, daß man sie vielleicht von uns trennen könnte. Da gab ihr der Anführer ohne Worte die Papiere zurück. *Erst sehr viel später konnte ich durch meine Recherchen ersehen, Kapa hatte nicht die reichsdeutsche Staatszugehörigkeit.* Vati hat nach Durchsicht einige Papiere zurückbekommen, nach seinem Tod habe ich bei seinen Sachen Vatis und meinen Geburts- und Taufschein gefunden.

Die Leibesvisitation nahmen die zwei Tschechinnen vor. Vati hat sie Flintenweiber genannt, weil sie äußerst grob vorgegangen sind und alles nach Verstecktem abgetastet haben. Bei den Frauen – sie mußten sich breitbeinig hinstellen – haben sie auch unter den Rock gegriffen.

Nach uns kamen noch zwei Gruppen, so daß die Ausplünderung fast bis zum Sonnenuntergang gedauert hat. Währenddessen ordneten wir unsere Habe. Vatis Koffer warfen wir weg, wertvolles war nicht mehr darin, und der Rest wurde auf die anderen verteilt. Trotz Filzung war für Willi noch etwas Eßbares geblieben. Die Aufregung, die Angst, das ungewisse Schicksal hat alle anderen Familienmitglieder den Hunger vergessen lassen. Es war schon dunkel, als wiederum einigen Frauen erlaubt wurde, Wasser zu holen. Diesmal durften sie gehen, so oft sie wollten.

Von der Ferne hörten wir den Pfiff einer Lokomotive. Es war eine Rangierlok, die Kohlenwaggons auf das Nebengleis schob.

Wir wußten zwar jetzt, wie wir abtransportiert werden, nicht aber wohin. Wie viele Menschen in solch einen Kohlenwaggon verfrachtet wurden, kann ich nicht sagen, es war sehr eng. Stehen und auf dem Gepäck sitzen konnten wir, niederlegen war unmöglich.

Für Willis Kinderwagen war hier kein Platz. Mutti wickelte das schlafende Kind in Decken, nahm es auf den Arm, und helfende Hände zogen sie hoch. Kapa warf hastig den Inhalt des Wagens einfach nach oben, alles wurde aufgefangen und Mutti gegeben. Der Kinderwagen selbst wurde neben die Schienen geworfen. Vati haben dann mehrere Hände hinaufgeschoben, weil er sich selbst nicht hochziehen konnte, für uns Kinder war es leichter.

Sobald die Soldaten meinten, sie hätten genügend Leute in einen Waggon gepfercht, verschlossen sie die Eisentore und überließen uns unserem Schicksal. Kurz vor Abfahrt wurde dann noch jeweils ein alter Blecheimer für die Notdurft über den Rand geworfen.

Irgendwann in der Nacht ist der Zug weggefahren und erst in der Morgendämmerung stehen geblieben. "Wir sind in Prag-Smichov, weitersagen," muß jemand gerufen haben, der herausschauen konnte. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer von Waggon zu Waggon. Wir standen abseits des Bahnhofsgebäudes auf einem Nebengleis, wo sonst verladen wird. Der Zug befand sich zum Teil unter der Fußgängerbrücke, die über den Bahnhof führt.

Wir nahmen diese Brücke erst wahr, als Menschen des Morgens zur Arbeit gingen oder von der Arbeit kamen. Sobald die Passanten sahen, daß sich in dem Zug Menschen befanden, blieben sie stehen.

"To jsou němci!", riefen sie und überhäuften uns mit Beschimpfungen in ordinärster Form. Dann folgten Steine, Sand und rostige Blechdosen, die sie mit lautem Gelächter hinunterwarfen. Die Kinder pinkelten herunter und die Erwachsenen ließen sie gewähren. "Da habt ihr Wasser!" haben sie gerufen. Unser Wagen stand außer Reichweite, doch sehen konnten wir alles. Die beiden Bewacher saßen auf den Puffern des letzten Wagens und sahen dem Pöbel tatenlos zu.

Todesmarsch zum Stadion Strahov

Die Menschenmenge auf der Smichover Brücke löste sich langsam auf und somit hörten auch die Beschimpfungen auf. Willi schlief jetzt, nachdem er aus unserem kärglichen Vorrat versorgt wurde. Die anderen Kinder lärmten und weinten vor Hunger. Durch lautes Pochen und Rufen haben wir uns bemerkbar gemacht, ob wir wenigstens etwas Wasser holen könnten, doch nichts geschah. Der unerträgliche Zustand dauerte nun schon den ganzen Vormittag an, die Sonne brannte herunter und niemand befreite uns aus dem Gefängnis. Die Bewacher aßen Mitgebrachtes und es interessierte sie überhaupt nicht, was mit uns geschehen sollte. Durch die Enge hatten wir nur minimale Bewegungsfreiheit, die Notdurftkübel stanken bestialisch und es war kein Ende abzusehen. Dem Sonnenstand nach war es etwa ein Uhr mittags, als ein Trupp Milizen sich über die Gleise näherte und sich sodann anschickte, endlich die Türen aufzumachen. Unsere bisherige Wache war verschwunden und neue Peiniger übernahmen das Kommando. Sie rissen die Eisentore der Waggons auf und trieben uns unter wüsten Beschimpfungen – wie Lumpenpack, Zigeuner, Nazischweine, Huren – neben das Gleis. Sie befahlen, uns mit Sack und Pack in Zweierreihen zum Abmarsch aufzustellen.

Mutti hielt in einer Hand Willi, in der anderen trug sie Gepäck und auf dem Rücken den Rucksack. Während Vati nur seinen Rucksack tragen konnte, waren wir anderen genau so vollbepackt. Die Leidensgenossen, die keinen Rucksack besaßen, schnürten einfach ihren Koffer auf den Buckel.

Quer über die Geleise trieben sie uns im Eiltempo zum Bahnhofsgebäude, das durch Bomben schwer beschädigt war. Wer stolperte und fiel, wurde mit Fußtritten und Schlägen zum Weitergehen gedrängt. Auch Kapa fiel hin, und ich sah, daß ihr Knie blutete.

Mit lautstarken Befehlen und Drohungen versammelte die Soldateska den "Menscheninhalt" der geleerten Waggons am Bahnhofsplatz. Diese militärmäßige Aktion zog die Aufmerksamkeit der Passanten und Anwohner an. In kürzester Zeit war der große Platz und später auch die Straßen – durch die wir gejagt wurden – von Menschen umsäumt. Sobald die auf den Schienen gestürzten angekommen waren, erfolgte der Befehl zum Abmarsch, "Wohin geht es?" fragte Vati einen der Treiber. "Zur Hölle," war die Antwort. Wie recht der Mann hatte. Der Weg zum Stadion war wirklich ein Weg durch die Hölle.

An einer Kreuzung, nicht allzuweit vom Smichover Bahnhof, zweigt die Straße Richtung Strahover Stadion ab. Das Stadion selbst liegt auf einem Hügel oberhalb des Stadtteiles Smichov.

Ständig zum schnelleren Gehen antreibend, führten die schwerbewaffneten Gardisten nunmehr den Elendszug den Berg hinauf.

Den Bewachern hatten sich aus dem "Publikum" junge, mit Stöcken bewaffnete Burschen als Treiber hinzugesellt. Links und rechts der Straße und auf den Gehsteigen standen Prager Bürger, die nicht nur mit Schimpfworten auf uns losgingen, sondern uns auch bespuckten. Sobald sich ein alter Mann oder eine

alte Frau nur am Randstein hinsetzte, wurden diese mit Stockschlägen und Fußtritten zum Weitergehen gejagt.

Die dreißig Stunden ohne Nahrung, fast kein Wasser und mangelnde Hygiene zehrten an unseren Kräften. Das gesamte Gepäck und zusätzlich die Mittagshitze des wolkenlosen Junitages machten diesen Marsch zum Martyrium. Deshalb war es kein Wunder, daß bereits nach kurzer Zeit vor allem ältere Leute nicht mehr weitergehen konnten. Immer wieder angetrieben, warfen sie oft ihre gesamte Habe an den Straßenrand, um wenigstens ihr Leben zu retten. Das Weggeworfene wurde sofort vom Mob nach Brauchbarem durchwühlt, und die Zusammengebrochenen ließ man einfach auf der Straße liegen. Bei Vati machte sich die körperliche Schwäche immer mehr bemerkbar, und er ist immer weiter zurückgeblieben. Etwa auf halber Strecke ist er unter der Last seines Rucksackes zusammengebrochen, und Kapa, die mit ihrem verletzten Knie ebenfalls nicht mehr gehen konnte, ist bei dem Ohnmächtigen geblieben. Uns alle, die nicht auf der Strecke geblieben sind, haben die Peiniger weitergehetzt: Ein Spießrutengehen bei sengender Sonne und johlender Zuschauermenge. Wie wir es geschafft haben, weiß ich nicht, aber Mutti hat Willi und uns Buben samt der Habe relativ unbeschadet bis zum Stadion gebracht. Je höher wir den Berg kamen, um so dreister wurden die Angriffe des Pöbels. An einer Straßenecke wollten wir Kinder zu einem Brunnen laufen, um wenigstens ein paar Tropfen von diesem köstlichen "Naß" zu ergattern. Wir wurden aber rücksichtslos beiseite gestoßen, "für Deutsche ist dieses Wasser nicht", hieß es.

Ganz oben erst, kurz vor dem Stadion, durften wir anhalten und ließen uns völlig erschöpft auf dem blanken Straßenpflaster nieder. Während Gerhard und ich auf unser Brüderchen und das "Reisegepäck" aufpaßten, ist Mutti zurückgelaufen bis zum Ende des Zuges und hat nach Kapa und Vati gesucht. Laut die Namen rufend ist sie umhergeirrt, konnte sie aber nicht finden. Erst im Spätherbst nach unserer Zwangsarbeit haben wir die beiden wiedergefunden. Kapa erzählte uns, alles Menschliche, das zusammengebrochen liegengeblieben war, wurde auf ein hinterherfahrendes Lastauto geworfen bzw. hinaufgeschubst. Kapa hat damals mit aller Kraft meinen Vater aus der Masse der Leblosen an den Rand der Ladefläche gezogen, ihn aufgesetzt und an die Außenwand gelehnt. So erlangte er wieder das Bewußtsein, sonst wäre er erstickt. Auf der Höhe des Stadions entlud man die Fuhre, ein deutscher Lagerarzt stellte dann fest, wer noch am Leben war. Der gleiche Lastwagen transportierte anschließend die Schwerkranken zur Internierung in die ehemaligen Smichover Frauenheime. (...)

Als ich im Jahre 1993 den gleichen Weg vom Smichover Bahnhof zu Fuß zum Stadion hinaufgegangen bin, bemerkte ich erst, durch welch vornehme Gegend wir getrieben wurden. Links und rechts eine Prachtvilla neben der anderen, zum Teil noch aus der Jugendstilzeit stammend.

Internierungslager Stadion Strahov

Wir saßen am Pflasterboden vor dem Stadion auf unserem Gepäck und warteten ab, was geschehen wird. Willi schrie unaufhörlich und Mutti hatte für ihn nichts mehr zu essen. Das verbliebene wenige Eßbare für ihn befand sich bei Kapa im Rucksack. Mutti liefen die Tränen über die Wangen, weil sie nicht wußte, wo Kapa und Vati geblieben sind und ob sie überhaupt noch am Leben waren. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Kranken irgendwohin, vielleicht in ein Krankenhaus abtransportiert worden sind, aber auch, daß eine ganze Fuhre Toter weggeschafft wurde. Es war sinnlos, jemanden zu fragen, da eine befriedigende Auskunft nicht zu bekommen war.

Erst nach etwa einer Stunde ließ man uns aufstehen und ins Stadion gehen. Diejenigen, die nicht mehr aufstehen konnten, wurden ärztlich untersucht, und wer noch lebte, wurde von Sanitätshelfern auf Bahren hineingetragen. Bei wem der Tod festgestellt wurde, blieb liegen, wann und wohin diese Toten weggeschafft wurden, erfuhren wir nicht. Weinende Angehörige, die bei ihren Toten knieten, hat man weggestoßen und ins Lager hineingetrieben.

Wir mußten einzeln den Einlaß, wo normalerweise die Eintrittskarten kontrolliert wurden, passieren und auf Tischen unsere immer weniger werdende Habe ausschütten und wurden gründlich gefilzt. Soldaten haben alles weggenommen, was sie noch brauchen konnten, auch russisches Militär hat sich bedient und das eine oder andere mitgenommen. Die langen Unterhosen von Gerhard hatten scheinbar die Größe des russischen Offiziers. Somit wurden unsere Rucksäcke wieder etwas leichter.

Auf den Rängen im Stadion "hausten" schon mehrere tausend Menschen, sie lagen unter freiem Himmel auf blankem Boden und waren Sonne, Wind und Regen ungeschützt ausgesetzt.

Der Bericht eines ausländischen Beobachters an das internationale Rote Kreuz stellte fest: "Die Gefangenen hausen auf den Rängen am Boden, ohne Strohsäcke, und haben keinerlei Schutz gegen schlechtes Wetter und Kälte". Gemäß anderen Dokumentationen, die das ehemalige Bonner Vertriebenenministerium veröffentlichte, sollen im Stadion zu dieser Zeit 9.000 bis 10.000 Deutsche interniert gewesen sein, was auch der tschechische Historiker Tomáš Staněk in seinen Büchern bestätigt.

Mutti ist mit Willi und anderen Frauen und deren Kleinkindern zur Stadionküche gelaufen, um etwas Nahrung für sie zu erbetteln. Sie mußten bis zum Abend warten, bis für die Kleinen ein bißchen

Graupensuppe ausgegeben wurde. Für die Erwachsenen, ich als zwölfjähriger Bub zählte also zu den Erwachsenen, gab es nichts.

Gegen Abend registrierten uns dann deutsche Helfer der Lagerleitung für die Essenfassung. Jeweils 400 bis 500 Menschen wurden zu einem Block zusammengefaßt zur Gesamtversorgung mit Nahrung. Die benötigten Kübel für das Essenfassen und die Verteilung mußte jede Gruppe selbst organisieren. *In einer Dokumentation wird beschrieben, daß diese Kübel in der Nacht auch zu anderen Zwecken verwendet wurden.*

Einmal täglich gab es einen Schöpfer schwarzen Kaffee, einen Schöpfer Wassersuppe und 100 g Brot. Die Kleinkinder erhielten einen Schöpfer Graupensuppe. Bei dieser Verpflegung – im Mai soll es es noch weniger gewesen sen, da gab es die gleiche Ration nur alle 36 Stunden – häuften sich die täglichen Todesfälle auf 12 bis 20 laut Dokumentation.

Wer Wasser brauchte, mußte sich am einzigen im Stadion befindlichen Wasserhahn anstellen. Gerhard und ich standen oft eine halbe oder gar eine ganze Stunde an, um in unseren Gefäßen Wasser mitzubringen.

Zum Austreten standen uns Latrinen zur Verfügung, die im offenen Gelände ausgehoben waren. Um die rechteckige Grube wurde ein Rundbalken-Gerüst aufgestellt, am oberen Balken saß man und stützte sich mit den Füßen auf die unteren Balken. Egal ob Mann, Frau oder Kind, die Latrinenbenützung war für Geschlechter nicht getrennt, es konnte auch jeder von den Rängen aus zuschauen. Um nicht in die Grube zu fallen, mußte ich mich mit beiden Händen an der Stange festhalten, weil meine Füße nicht bis zu den unteren Rundbalken reichten. Abgesehen vom bestialischen Gestank, war die Plage der auf die entblößten Körperteile einstechenden Bremsen und Fliegen fast unerträglich. Nur bei Regen, dem wir auf den Rängen schutzlos ausgeliefert waren, ließ die Insektenplage nach.

Tag und Nacht herrschte ständig Lärm und Unruhe, es wurde auch viel geschossen, ob immer nur in die Luft, konnten wir nicht feststellen. Die Tschechen erschossen sofort jeden SS-Soldaten, den sie unter den Internierten gefunden haben, oft schon an Ort und Stelle. Laufend durchsuchten sie die Blöcke nach solchen "Delinquenten". Gerhard hat sich wiederholt nackt ausziehen müssen, und er wurde nach einem Brandzeichen der SS abgesucht. Des Nachts durchstreiften tschechische Revolutionsgardisten und russische Soldaten die Ränge und haben Frauen und Mädchen schon da vergewaltigt, wo sie zwischen den anderen lagen. Das Schreien und jammern dieser Frauen hat fast niemanden schlafen lassen. Eines Morgens suchte eine verzweifelte Mutter ihre 16-jährige Tochter, die Russen hatten sie in der Nacht mitgenommen und nicht wiedergebracht. Mutti hat sich für die Nacht eine zerrissene Uniformjacke angezogen, Gerhard und ich haben mit unseren Köpfen ihr Gesicht verdeckt, so daß keiner sehen konnte: hier schläft eine Frau.

Wir sind etwa einen knappen Monat im Stadion gewesen und haben es zum Arbeitseinsatz auf dem Lande im Juli 1945, einen Tag vor Willis Tod, wieder verlassen. Es ist mir bis heute unbegreiflich, wie lange Mutti unseren Willi mit ein wenig Graupensuppe täglich am Leben erhalten konnte. Sein Leben hat nur viereinhalb Monate gedauert!

Die Sterbeziffer von Kleinkindern im Stadion war sehr groß. Ein Wehrmachtsarzt der dortigen Rot-Kreuz-Stelle sagte, daß Kinder unter zwei Jahren und alte Leute diesen Verhältnissen nicht gewachsen sind und das Lager nicht lebend verlassen werden.

Während unserer Stadioninternierung hat man die meisten Deutschen, die arbeitsfähig waren oder die dafür erklärt wurden, zu Arbeitseinsätzen befohlen. Mutti war in einer Putzkolonne eingeteilt, diese wurde zur Säuberung öffentlicher Gebäude und Schulen eingesetzt. Zu Fuß und unter strengster Bewachung wurden diese Frauen durch die halbe Stadt zu ihren Einsatzorten geführt und abends wieder zurückgebracht. Zu essen bekamen sie nur ein Stück Brot und einen Teller Suppe. Bei den Arbeitseinsätzen der Frauen hat man sich bei der Kinderbetreuung gegenseitig geholfen.(...)

Im Monat Juli gingen vom Stadion täglich Transporte mit Leuten zum Arbeitseinsatz auf dem Lande weg. Laut Berichten waren es 1.000 bis 1.200.

Ich habe die Hungerzeit hier nie vergessen, nur im Lager Lešany war es noch schlimmer. Mutti war sehr niedergeschlagen, vor allem weil Willi viel zu wenig Nahrung bekam und weil sie nicht wußte, wo Kapa und Vati sich befanden. Wiederholt hat sie bei der Lagerleitung nachgefragt, wurde aber immer wieder abgewiesen. Bei der letzten Nachfrage vor unserem Arbeitseinsatz bekam sie einen Weinkrampf und man hat sie mit Stöcken hinausgejagt. In der Krankenstation hat man ihr gesagt, sofern Kapa und Vati noch am Leben gewesen waren, sind sie irgendwohin in ein Lager geschafft worden, wo nur kranke Deutsche interniert sind. Die Toten wurden irgendwo auf dem Areal des Sportgeländes begraben oder einfach verscharrt.

Als in den Jahren 1947 und 1948 das Stadion für Großveranstaltungen erweitert wurde, ist man beim Aushub auf viele Leichen gestoßen. Eine tschechische Zeitung schrieb damals: "Es handle sich um Zivilisten, die die Deutschen zur Zeit des Prager Aufstandes liquidiert haben, eine Identifizierung ist nicht mehr möglich".

Im Juli wurden wir dann zum Arbeitseinsatz in die Nähe der Stadt Kralupy transportiert.

Zwangsarbeit auf Staatsgütern bei Kralupy

An einem Julitag nachmittags hieß es "Antreten zum Rapport". Mehrere Milizangehörige und deren Anführer musterten die in Reih und Glied stehenden Internierten auf ihre Arbeitstauglichkeit. Wer arbeitsfähig erschien, wurde aussortiert, und diese "Auserwählten" sollten sich zum Abtransport bereithalten.

(...) Wir aber landeten auf dem Gut Strachov, das bereits nach dem ersten Weltkrieg Eigenturn des tschechischen Staates geworden war. Wir wurden bereits vom Verwalter erwartet, er wies uns das "Quartier" zu. Seine Rede waren Befehle, und wer nicht gleich gehorchte, den schrie er an und teilte auch Ohrfeigen aus, egal ob Frau oder Kind. Krankheit war für den Herrscher über das Gut kein Grund, die Arbeit zu "verweigern", und so halfen oft alle zusammen, um die Arbeit für die Kranken mitzumachen. Die Wachen hatten hier mehr Einsehen als der Verwalter, und sie ließen diese Geschwächten dann neben dem Feld sich hinlegen und ausruhen.

Seit Mittag des vergangenen Tages hatte es nichts mehr zu essen gegeben. Man ließ uns nur klares Brunnenwasser trinken, hier waren sie großzügig und wir konnten trinken so viel wir wollten. Das letzte Essen von Willi war die Graupensuppe im Stadion. Er hatte auf dem Weg nicht geschrien, doch pausenlos gejammert. Sein Kopf war heiß und Mutti befürchtete, daß er krank wird.

Für die Unterkunft ließ uns ein Vorarbeiter Stroh aus der Scheune holen. Etwa vierzig Personen wurden in einem kleinen für Saisonarbeiter bestimmten Wohnhaus untergebracht. Zwei kleine Räume, eine winzige Küche und ein Vorraum standen uns zur Verfügung. In diesen Räumen wohnten sonst meist 2 Personen während der Erntezeit. In der Küche stand ein Herd, der mit Kohle oder Holz zu beheizen war. Das Klo bestand aus zwei Bretterhäuschen neben dem Misthaufen und war gegenüber der Latrine im Stadion komfortabel. Die Türen konnten sogar von innen verschlossen werden. Der Abort war für alle da, auch für die tschechischen Angestellten und den Verwalter. Ganz besonders in acht nehmen mußten wir uns, wenn die Frau des Verwalters sich auf des Kaisers Fußweg begab. Ein ungeduldiges Rütteln an der Türe oder gar eine Ermahnung zur Beeilung hatten Schimpfkanonaden und für uns Kinder saftige Ohrfeigen zur Folge, auch ich wurde ein Opfer. Ausschließlich die deutschen Frauen mußten dieses Örtchen sauberhalten.

Als die Frau des Vorarbeiters Mutti mit dem jammernden Kind sah, hat sie Mitleid bekommen und sie in ihre Küche geführt. Sie hat für Willi einen Brei mit frischer Milch gekocht, Mutti hatte große Mühe unser Brüderchen zu füttern. Er konnte die Nahrung nur noch in kleinen Mengen aufnehmen und hat sie wenig später wieder erbrochen.

Erst gegen Abend konnten einige Frauen für uns ein Essen zubereiten, hierzu mußten sie erst die großen Töpfe gründlich säubern, in denen sonst das Futter für die Schweine gekocht wurde. Es gab einen Eintopf aus Kartoffeln, Futterrüben und Gemüseabfall. Später wurde die – ausschließlich vom Verwalter vorgenommene – Nahrungszuteilung spärlicher und es gab dann meist eine mehr oder weniger dicke Eintopfsuppe. Nur während der Ernteeinbringung kam noch ein wenig Schweinefett, Griefen und Mehl hinzu, dafür wurde die tägliche Arbeitszeit von zehn Stunden auf bis zu 14 Stunden verlängert. In der Früh gab es schwarzen Kaffee von undefinierbarer Herkunft, ein Stück Brot für den ganzen Tag, mittags die Eintopfsuppe und am Abend nur noch Kräutertee. Unsere Köchin hatte die Kräuter und Blätter selbst gesammelt und getrocknet. Meist war es bei der "Abendmahlzeit" schon dunkel und wir haben im Schein der Petroleumlampen gegessen, da es kein elektrisches Licht gab. Nur das Haus des Verwalters und die Wohnungen der Gutsangestellten hatten Strom.

Nachdem wir die Nacht vor unserer Ankunft schlaflos verbracht hatten, legten wir uns hundemüde auf unser enges Lager.

Zwei Frauen haben lieber in der Küche auf blankem Fußboden neben dem Herd geschlafen, als in der bedrückenden Enge zu liegen. Später zogen dann einige auf den Dachboden und es wurde etwas luftiger.

Willi schlief zwischen Mutti und Gerhard, er jammerte nur noch wenig, und in der Nacht war er ruhig. Mutti wusch noch im Finstern seine Windeln im kalten Wasser und hängte sie auf. Als Mutti in den frühen Morgenstunden unseren kleinen Bruder in die Arme nahm, war er bereits tot, und sie hat voller Schmerz laut geweint. Der Tod von Willi kam unseren Bewachern äußerst ungelegen. Vom Büro des Verwalters wurde der Narodní Výbor telefonisch verständigt, worauf dann ein Beamter erschien. Mutti ist dann mit unserem toten Bruder auf der Ladefläche eines Lastwagens weggefahren worden, Gerhard und ich durften nicht mit. Nach Muttis Erzählungen wurde Willi in Anwesenheit eines katholischen Geistlichen abseits der anderen Gräber beigesetzt.

Trotz intensiver Bemühungen ist es mir nicht gelungen, in Erfahrung zu bringen, wann und auf welchem Friedhof Willi tatsächlich begraben wurde. Ich habe beim Stadtamt Kralupy persönlich vorgesprochen und man hat mir Einsicht im Sterberegister der Monate Juni und Juli 1945 gewährt, leider ohne Erfolg. Die hilfreiche ältere Beamtin hat mir aber erklärt, daß die damaligen deutschen Arbeitskräfte dem Narodní Výbor in Prag unterstanden, der auch die Sterbefälle registrierte.

Während Mutti Willi zu Grabe getragen hat, mußten wir zum Arbeitseinsatz, der ohnehin durch die "Kalamität mit dem toten Kind" verspätet begonnen hat. Unter Bewachung wurden wir mit

Pferdefuhrwerken zu den Feldern gebracht. Auf riesigen Äckern mußten wir Rüben hacken, für mich waren die Furchen des Feldes endlos. Die Hacke war für mich viel zu schwer und schon nach kurzer Zeit war ich mit meiner Kraft am Ende und blieb natürlich weit hinter den anderen zurück. Der eine Vorarbeiter schimpfte, weil ich nicht nachkam und nannte mich einen Faulpelz, der andere hatte ein Einsehen und ließ den restlichen Teil meiner Furche von den anderen mitmachen. Ich mußte dann nur noch die Rüben am Rand bearbeiten. Von der Feldarbeit ausgenommen war die Köchin, da sie eine Fußverletzung hatte. Sie mußte neben der Zubereitung und Ausgabe unserer Mahlzeiten auch die Kloreinigung übernehmen, außerdem war sie noch als Putzfrau für das Haus des Verwalters eingeteilt.

Erst am späten Nachmittag kam Mutti wieder zurück, sie mußte sich auf der Kommandantur dann sagen lassen, daß sie schuld wäre am Tod ihres Kindes, da sie nicht genügend auf ihn aufgepaßt hätte!

Der Tagesablauf auf dem Staatsgut war immer gleich, Frühstück, Arbeit bis mittags, Mittagessen und wieder Arbeit bis zum Abend. Erst nach der Arbeit konnte die Wäsche gewaschen bzw. geflickt werden. Um uns zu waschen, mußten wir zum einzigen vorhandenen Brunnen in der Hofmitte gehen, hier wurde auch das Wasser zum Kochen geholt. Die Frauen haben ihre Waschzeit meist in die Nachtstunden gelegt, um vor neugierigen Blicken sicher zu sein. Nur wer der Köchin Holz brachte, bekam warmes Wasser, da die Kohlenzuteilung gerade für die Mahlzeiten reichte.

Mutti hat unter Willis Tod und der Ungewißheit über das Schicksal von Vati und Kapa sehr gelitten. Abends hat sie oft Gerhard und mich an sich gedrückt und geweint. Gerhard wurde als Erwachsener behandelt und mußte genau so hart arbeiten, da er noch im Wachstum war wurde er immer magerer.

Sobald die Felder behackt waren, mußte das Korn geschnitten werden – Roggen, Gerste, Weizen, Hafer und Mohn. – Mutti hat die Garben gebunden und Gerhard hat sie zu Puppen aufgestellt. (...)

Ein Lastauto brachte uns in eine aufgelassene Fabrik nach Kralupy. Dort warteten schon viele Deutsche auf den Weitertransport. In dieser Fabrik verbrachten wir etwa zehn Tage bei ziemlicher Kälte. Es war ja jetzt schon Oktober und das Gebäude war natürlich nicht beheizt. Die zugeteilte Decke reichte zum Erwärmen auf dem Betonboden nicht aus, und so bekam ich nach einigen Tagen eine Lungenentzündung. Mir ging es dann in der Folgezeit sehr schlecht und vieles habe ich daher nicht mehr mitbekommen, da ich sehr hohes Fieber hatte.

Ich weiß aus Muttis Erzählung, daß ein tschechischer Arzt zu mir kam und ein Rezept ausgestellt hat. Nur hatte Mutti kein Geld, um diese Arznei zu bezahlen, und der Narodní Výbor lehnte eine Kostenübernahme ab. So haben viele Frauen mitgeholfen, um mit stündlich gewechselten Brust- und Wadenwickeln das Fieber zu senken. Nach einigen Tagen ließ dann endlich das Fieber nach und ich habe wahrgenommen, wie Mutti mir den Schweiß von der Stirne gewischt hat. Meine Genesung schritt jetzt schnell voran und ich bekam die Geschehnisse um mich wieder voll mit.

Als nächstes ist mir die Läuseaktion in Erinnerung geblieben. Aus diesem Grunde haben erst die Mütter den Kindern die Kopfhaare radikal abgeschnitten und dann mit einem speziellen Nissenkamm die Eier der Läuse aus den Haarstoppeln gekämmt. Bei den Erwachsenen hat man die Haare nicht ganz so kurz geschnitten. Anschließend erfolgte eine gründliche Kopfwäsche im Innenhof, hierzu hatten wir sogar warmes Wasser aus der kleinen Parterre-Küche.

Schlimmer verhielt es sich mit den Filzläusen, hierzu verwendete man einen Rasierapparat. Hinter provisorisch an Stricken aufgehängten Schlafdecken wurden dann die Haare abrasiert, bei den wenigen älteren Männern besorgten dies die Angehörigen. Gerhard wurde von Mutti rasiert, er hatte erst wenig Haare, dafür war die Haut schon sehr entzündet, man sah es am Ausschlag. Die in Zeitungspapier eingepackten Haare wurden dann unter Aufsicht der Wachen im Innenhof verbrannt.

In diesen Tagen erfuhr Mutti endlich, daß Vati und Kapa sich im Lager Hagibor in Prag befinden. *Das etwas raschere Wiedersehen mit ihnen ist sicherlich darauf zurückzuführen, daß Schweizer Kaufleute im Auftrag von Kapas Bruder finanzielle Unterstützung zu ihr in das Lager Hagibor brachten. Dies geht aus der Korrespondenz von Großmutters Bruder in Zürich mit meinem Onkel Wilhelm in Wien hervor. Im Oktober kamen wir endlich zu Vati und Kapa nach Hagibor.*

Das Wiedersehen

Im September 1945, als das Lazarett Smichover Frauenheime für internierte deutsche Zivilisten aufgelöst wurde, wurden Kapa und Vati als "geheilt" in das Lager Hagibor abgeschoben. *Kapas Bruder Rudolf Merlitschek wußte durch umfangreiche Recherchen, wo sich Kapa und Vati aufhielten, und schrieb dies im Januar 1946 an meine Tante Elfe, die damals in Wien lebte, und an meine Tante Thilde nach Oberfahlheim. Er schickte zweimal einen Rechtsanwalt nach Prag, schaltete auch seinen Cousin Friedrich Merlitschek aus Brünn ein, um Kapa aus dem Smichover Lager nach Brünn zu holen.* Großmutter wollte aber meinen kranken Vater nicht verlassen.

Auch Vati hatte seinerseits alle Hebel in Bewegung gesetzt, um uns drei zu finden und daß auch wir in das Lager Hagibor überstellt würden. Er hatte einen kleinen Vorteil dadurch, daß er im Lagerbüro beim Übersetzen deutscher Dokumente half.

Vati stand dann oft in der Nähe des Lagereingangs und musterte die Neuzugänge, Kapa jedoch reihte sich täglich schon ab sechs Uhr in die Warteschlange derer ein, die sich "freiwillig" zum Arbeitseinsatz meldeten.

Die Tschechen suchten sich die Leute aus, brachten sie in Autos oder Lastwagen zur jeweiligen Arbeit und am Abend wieder zurück. Da sie für diese "Sklavenarbeiter" nur das Essen zur Verfügung stellen mußten, war die Nachfrage natürlich groß. Kapa arbeitete in Hagibor meist als Putzfrau und konnte somit für Vati Eßbares mitbringen.

Das Lager Hagibor lag am Stadtrand von Prag in der Nähe des Zentralfriedhofes Olšany und wurde während der Protektoratsregierung als Konzentrationslager für Juden eingerichtet. Nach dem Zusammenbruch wurde es in ein Internierungslager umfunktioniert und später als Ausweisungs-Sammellager benutzt. In jeder der sieben großen KZ-Lager-Baracken waren bis zu 200 Personen untergebracht. Eine weitere Baracke war mit Leuten belegt, die außerhalb arbeiteten und nicht zum Lager gehörten. *"In jeder Baracke befinden sich etwa 200 primitive Betten in zwei übereinander liegenden Reihen. Die Matratzen bestehen aus Stroh aus Sackleinen auf Papierbasis. Die Latrinen werden nicht desinfiziert und befinden sich in einem beklagenswerten Zustand", so schreibt das IRK in seinem Protokoll vom 11. Januar 1946. Auch das Besucherprotokoll des IRK vom 20 Dezember 1945 bestätigt die unmenschlichen Verhältnisse, vor allem für ältere Leute, Kinder, Säuglinge, stillende und werdende Mütter. Eine Hilfelieferung des IRK wurde nicht zur Verbesserung der Verpflegung der Lagerinsassen verwendet. "Eine katastrophale ärztliche Versorgung, Überbelegung und nicht zu akzeptierende hygienische Verhältnisse zeigen einen beklagenswerten Zustand. Nach Aussagen einer Vertrauensperson sterben täglich drei Menschen." So steht es im Protokoll.*

Die Kinder waren bei den Müttern untergebracht, ansonsten gab es die in den Lagern bekannte Trennung von Geschlechtern. Vati und Kapa waren jeweils in einer anderen Baracke untergebracht.

Die damals von den Nationalsozialisten beschlagnahmten privaten Grundstücke des Areals Hagibor sind zum Teil den Erben der ursprünglichen Eigentümer zurückgegeben worden. Es haben sich dort eine Friedhofsgärtnerei mit Glashäusern und Verkaufsfläche, Autoreparaturwerkstätten und Schrotthändler niedergelassen, sowie Tennisvereine einige Spielfelder angelegt. Der Großteil jedoch ist mit undurchdringlichem Gestrüpp bewachsen, wo aber noch die Reste der Baracken zu sehen sind. Leider haben mich die frei herumlaufenden Hunde davon abgehalten, diese aus der Nähe zu besichtigen.

An einem Nachmittag im Oktober sind wir im Lager Hagibor eingetroffen, Vati hat uns schon am Eingang gesehen, er konnte uns aber erst zwei Stunden später, nach Erledigung der üblichen Formalitäten, in die Arme nehmen. Diesmal hatte man uns nichts weggenommen, wir besaßen ja auch nicht mehr viel. Kapa befand sich zu der Zeit auf Arbeitseinsatz in der Stadt, wir sahen sie erst am Abend in der Baracke. Leider wurden wir nicht bei ihr untergebracht und Vati schlief sowieso in der Männerbaracke. Die Wiedersehensfreude war verständlicherweise groß, Mutti und Kapa weinten, einerseits aus Freude über das Wiedersehen, andererseits voller Leid über Willis Tod. Dieser Schicksalsschlag hat Vati tief getroffen, er hatte seinen "Nachzügler" sehr ins Herz geschlossen.

Beim Wiedersehen ist mir gleich aufgefallen, wie sehr Kapa in dieser Zeit gealtert und abgemagert war. Das Gesicht wirkte eingefallen und die Kleidung hing an ihr. Vati war auch mager geworden, aber sein Gesicht war aufgedunsen.

Es erwartete uns hier die übliche Lagerverpflegung und das schon bekannte Lagerleben.

Über die Lagerküche von Hagibor hat der britische Minister und Abgeordnete R. R. Stokes in einem Brief an den "Manchester Guardian"im Oktober 1945 geschrieben: "Die Lagerküche besteht aus einem kleinen Raum von drei mal drei Meter im Keller des Gebäudes. Zwei Wasserkübel und zwei alte Frauen, die Karotten für die Mittagssuppe schälten, bildeten die gesamte Ausrüstung".

Nur wer den ganzen Tag auswärts arbeitete, konnte auch für die Angehörigen zusätzliches Essen beschaffen. In dieser Zeit grassierte das Gerücht, die Tschechen würden die Deutschen sukzessive nach Deutschland aussiedeln. "Es sollen schon mehrere Transporte nach West- und Ostdeutschland abgefahren sein." Zwei Transporte waren im Oktober von Hagibor bereits in das Internierungs-Sammellager Modřany abgefahren. Vati hoffte auf eine baldige Aussiedlung, nachdem keine Chance mehr bestand, jemals nach Brünn zurückzukommen. Aufgrund seiner zeitweisen Mithilfe bei der Lagerleitung konnte er sich und seine Familie für einen Transport vormerken lassen.

Sein Wunsch war es, daß wir in den Westen ausgesiedelt werden. "Wenn wir im Westen sind, wird es uns besser gehen, ich habe Freunde, die uns helfen." Mit "Freunde" meinte mein Vater wahrscheinlich Juden, denen er geholfen hatte.

Ende Oktober war es dann endlich so weit, wir wurden für den nächsten Transport eingeteilt. Deshalb arbeitete Kapa die letzten Tage nicht mehr, um eine nochmalige Trennung der Familie zu vermeiden. Alle waren gesundheitlich geschwächt, trotz meiner überstandenen schweren Lungenentzündung war ich zu der Zeit am gesündesten.

Die Hoffnung auf eine baldige Wende des Elends motivierte die ganze Familie ungemein und ließ uns die Tage in Hagibor leichter ertragen.

Nach einem Fußmarsch zu einem Prager Verladebahnhof steckte man uns ohne jegliche Marschverpflegung und ohne Decken in Viehwaggons. Die gaffende Menge, die uns "Schimpf und Schande" rufend begleitete, nahmen wir kaum wahr, und an die strenge Bewachung und zur Eile treibenden Soldaten hatten wir uns schon gewöhnt. Wir waren durchfroren, als sich gegen Mitternacht der Zug in Bewegung setzte. Nach etwa zwei Stunden blieb der Zug dann irgendwo unter sternklarem Himmel stehen. Aufgrund der Kälte konnten wir nicht schlafen und verbrachten auf unseren Rucksäcken sitzend den Rest der Nacht. Da wir Brünn zur warmen Jahreszeit verlassen hatten, besaßen wir keine warme Kleidung.

Im Morgengrauen schaute Gerhard über die obere Öffnung des Waggons und konnte die Haltestelle lesen. Der Ort hieß Prosečnice bei Tynec im Sasawatal. Die Sasawa mündet südlich von Prag in die Moldau, also befanden wir uns in Südböhmen.

Das Todeslager Prosečnice

Ein Trupp Soldaten leerte den Zug und führte uns mit aufgepflanzten Bajonetten von der Bahnstation bergab durch den Wald zum Fluß Sasawa. Uns versagte der Atem, als wir an der langen Holzbrücke beim Eingang den Sowjetstern und den Widderkopf sahen. Kapa, die sonst eher zuversichtlich war, meinte erschrocken, "Da kommen wir nicht mehr lebend heraus." Erst als wir vor den Baracken standen, nahmen wir wahr, welches Chaos sich uns hier bot. Die Unterkünfte waren zum Teil zerstört und in einem solch verwahrlosten Zustand, daß es mehrere Tage dauerte, sie einigermaßen bewohnbar herzurichten. Den nachfolgenden Transporten erging es nicht viel besser, auch ihre Bleibe mußten sie erst instandsetzen. Auf in drei Etagen an den Wänden errichteten Pritschen mit zerrissenen und verlausten Strohsäcken und auf dem Boden lag allerhand Unrat. Es gab weder Beleuchtung noch Beheizung.

Im Protokoll einer Kommision des Innenministeriums in Prag, die das Lager von den Russen übernommen hat, steht, daß die Elektroinstallation herausgerissen war und nur wenige Öfen zum Heizen benutzt werden konnten. Dies schreibt der Historiker Ph. Dr. Jan Němeček in seiner Dokumentation über das Lager Prosečnice-Lešany.

Das mit doppeltem Stacheldraht eingezäunte Lager wurde von etwa fünfzig Soldaten bewacht, die auf hohen aus Stämmen erbauten Wachtürmen das ganze Areal überschauen konnten.

Vor uns befanden sich deutsche Kriegsgefangene in diesem Lager, die von den Russen vom Mai bis zum überstürzten Abtransport im August und September 1945 nach Rußland hier gefangengehalten wurden.

Die übervollen Latrinen unserer Vorgänger mußten wir erst zuschütten, bevor die Männer neue Gruben ausheben durften.

Nachdem wir den gröbsten Schmutz beseitigt, unser Stückchen Brot und etwas schwarzen Kaffee mit Heißhunger verzehrt hatten, konnten wir uns auf dem blanken Boden in den Gängen für diese Nacht zum Schlafen niederlegen.

Das Lager Prosečnice wurde errichtet von der Waffen-SS unter Einsatz der KZ-Häftlinge des Arbeitserziehungslagers Flossenbürg, das dort während der Bauzeit ein Nebenlager unterhielt. In den Jahren 1939 bis 1945 diente es der SS als Ausbildungslager und Truppenübungsplatz. Die KZ-Häftlinge hätten das aus 42 mit Holzhäusern bestehende "Barackendorf" im Wald erbaut, der zu diesem Zweck erst gerodet werden mußte. Die Häuser waren bis auf die Küchenbaracke nicht unterkellert und ursprünglich in Räume für jeweils vier bis acht Soldaten unterteilt. Zu unserer Zeit mußten bis zu 20 Personen in einem Raum hausen. Ein Besuchsbericht des IRK vom 17.4.1946 spricht, daß in zwanzig Zimmern einer Baracke insgesamt rund 400 Personen wohnen. Am Eingang befanden sich damals anstelle des Sowjetsterns die beiden SS-Runen, ich weiß das von einem in der Umgebung lebenden Tschechen. Nach der Übernahme des ehemaligen Lagers für Kriegsgefangene durch die Tschechen im September/Oktober 1945 ließen diese den Sowjetstern hängen. Die neuen Besitzer errichteten nun mit der Arbeitskraft der deutschen Internierten ein Sammellager, das später als Durchgangslager für Aussiedlertransporte gedient hat. Während der bis März 1946 dauernden Einrichtung sind viele Insassen an Hunger, Epidemien und der unmenschlichen Behandlung gestorben.

Bis Ende 1948 blieb es Durchgangslager für auszusiedelnde Sudetendeutsche, bis zum Sommer 1949 diente es dann als Arbeitslager (TNP-Lager) der kommunistischen Regierung, und anschließend übernahm es die tschechische Wehrmacht und errichtete dort einen Truppenübungsplatz mit Raketenstützpunkt. Heute befindet sich im oberen Teil ein Freilandmuseurn mit Flugzeugen, Panzern, Geschützen, Lastwagen und anderem Gerät aus dem zweiten Weltkrieg und nennt sich "Depot des technischen Militärmuseums Prag". Der untere Teil, der zur Sasawa abfällt, ist ungenutzt sowie verwahrlost und steht unter der Verwaltung des Prager Innenministeriums. Leider konnte ich das eingezäunte und von Schäferhunden bewachte Areal nur von außen sehen, für die Innenbesichtigung hätte ich damals eine behördliche Genehmigung vorweisen müssen.

Der Truppenübungsplatz sowie der Friedhof mit den Gräbern der verstorbenen Lagerinsassen wurden aus dem ehemaligen militärischen Areal ausgegliedert und das damals von der SS beschlagnahmte Land

erhielten die Nachkommen der Besitzer zurück. Diese wollen das Gebiet in Zukunft wieder landwirtschaftlich nutzen. Die Toten auf dem ehemaligen von den Deutschen Lagerinsassen errichteten Friedhof wurden im Jahre 2003 exhumiert, sie sind heute in einem Depot in der Nähe der Stadt Aussig gelagert und sollen in Kürze auf einem Friedhofsgelände für gefallene deutsche Soldaten und nach Kriegsende gestorbene deutsche Zivilisten, ebenfalls in der Nähe der Stadt Aussig, in Einzelgräbern beigesetzt werden. Dies schrieb mir der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. am 11. 8. 2005.

Der Bürgermeister von Lešany führte mich 1999 persönlich zu den mit Buschen und Bäumen überwachsenen Grabhügeln, wobei er die Zahl der dort bestatteten deutschen Internierten mit über 400 angegeben hat.

Im Herbst 2001 konnte ich mir die Totenliste (deren Aushändigung ins Ausland verboten sein soll) des Lagerfriedhofes beschaffen. Es lagen dort laut Totenliste mindestens 436 Deutsche Zivilisten (für die letzten aus dem Plan ersichtlichen 40 Grabstätten fehlt ein Verzeichnis), davon 42 Kinder separat. Aus dem Friedhofsplan ist noch zu ersehen, daß bereits zu Zeit der SS dort "deutsche Soldaten" beerdigt wurden und ebenso kann aus diesem Plan ein Massengrab mit SS-Leuten festgestellt werden (bei der Eroberung des Lagers durch die Russen gefallene SS-Leute). Auch dort im Jahre 1949 verstorbene tschechische Zwangsarbeiter wurden auf diesem Friedhof begraben. Die deutsche Kriegsgräberfürsorge hat gemäß den neuesten Angaben 487 deutsche Zivilisten und Soldaten exhumiert.

Entgegen den Ausführungen des Historikers Němeček, der für die im Verhältnis hohe Sterbeziffer als Grund angibt, "es handelt sich meistens um Überaltete (Greise) und kleine Kinder, die es nicht geschafft haben, mit den provisorischen Verhältnissen der Behausung zurechtzukommen", kann der Totenliste des Lagerfriedhofes entnommen werden, daß von 387 zwischen Dezember 1945 und Juli 1946 verstorbenen Lagerinsassen (die Zeit, in der meine Familie und zuletzt ich im Lager gewesen sind) 177 zwischen 5 und 65 Jahre alt gewesen sind.

Dabei sollte noch berücksichtigt werden, daß bei den im Lager lebenden Deutschen sich kein wehrfähiger Mann befand, da diese entweder im Krieg gefallen oder aber in Kriegsgefangenschaft waren.

Am nächsten Morgen begann das große Aufräumen und Säubern. Anfangs mußte das Wasser zum Putzen, Waschen und Kochen in Kübeln und Kannen unter strenger Bewachung und nur gruppenweise vom Fluß geholt werden.

Im Besuchsprotokoll vom 17. April 1946 des IRK steht, "daß sich die Kinder beschweren, von früh bis abends Wasserkübel schleppen zu müssen. Diese Arbeit ist für sie anormal und entkräftigend". In einem anderen Protokoll des IRK beschuldigt die Lagerleitung die Russen, die von der SS gebaute Wasserleitung und Wasserhähne seien von ihnen abmontiert und gestohlen worden.

Erst nach einiger Zeit funktionierte zumindest eine Trinkwasserversorgung für die Lagerküche. Das Lagerleben hier verlief viel schlimmer als in den bisher durchgelaufenen Lagern. Die Männer, auch Vati und Gerhard, mußten hart arbeiten, um die Quartiere der uns bewachenden Soldaten wieder aufzubauen. Bei Sturm, Regen und Kälte wurden Bäume gefällt, die Äste entfernt, die Stämme bergauf und bergab getragen und zu Bodenplatten zusammengefügt. Ihre Launen über ihre provisorische Unterbringung ließen die Militärs an den hart schuftenden Deutschen aus, indem sie diese mit Fußtritten, Stockhieben und Flüchen zur schnelleren Arbeitsleistung antrieben.

Die Baracken für die Lagerinsassen setzten überwiegend die Frauen wieder instand. Sie leisteten hier harte Männerarbeit und bauten ganze Wandteile ab und ersetzten sie durch intakte. Die größte Arbeit war das Herausnehmen der Stockbetten, die in die jeweiligen Etagenpritschen der Kriegsgefangenen eingebaut waren. Durch das Umräumen konnten in jeder Baracke mindestens doppelt so viel Leute untergebracht werden.

Über das Lager schreibt der Neffe meiner Großmutter, Bedřich Merliček in der Familienchronik folgendes: "Nach dem Umsturz wurde meine Tante Fanni mit Familie in das Lager Prosečnice gegeben. Nach Weihnachten 1945 habe ich Sie besucht. Was ich da gesehen habe, darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Dort hat man mir gesagt, daß sie sich allerdings zur deutschen Nationalität bekannt hätten. Aber sie haben sich doch immer als Angehörige zu unserer großen Familie gezählt und sie haben dort den Tschechen geholfen, von dem hab ich mich persönlich überzeugen können... Allerdings starb schon im Februar dort Franziska und im Verlauf von weniger als einem Jahr starb auch ihre Tochter Maria, deren Mann und zwei Kinder. Bei der Erinnerung an sie bebt mein Herz vor Schmerzen."

Während Vati und Gerhard bei Holzarbeiten im Wald eingeteilt waren, wurden Kapa und Mutti bei der Barackeninstandsetzung eingesetzt. Die Strohsäcke wurden von den älteren Frauen ausgebessert und mit frischem Stroh gefüllt.

Das alte zusammengelegene und von Ungeziefer wimmelnde Stroh wurde mit den Holzresten im Freien verbrannt. Für uns Kinder war das eine interessante Abwechslung, und so manches zerlumpte Kleidungsstück wanderte auch in das Feuer, das hat natürlich fürchterlich gestunken.

Bereits nach einigen Tagen standen die Baracken "bezugsfertig"; Vati und Gerhard hausten in der Männerbaracke Nr. 17, Kapa bei den alleinstehenden Frauen und Mutti und ich in der Baracke für Mütter mit Kindern. Das Nummernsystem begann an der Sasawa und setzte sich nach links zum Hügel hin fort,

die Küchenbaracke hatte die Nr. 7 und lag somit ziemlich nahe am Fluß. Die "Hausnummern"von Kapa und von uns weiß ich heute nicht mehr.

Bei der anfänglich einen Latrine gab es verständlicherweise keine Trennung nach Geschlechtern, sondern nur eine gruppenweise Benutzung. Erst als in Lešany mehrere tausend Menschen waren, wurde eine größere Anzahl von Latrinen für Frauen und Männer getrennt eingerichtet.

Der harten Arbeit im Wald war Vati nicht lange gewachsen, er erlitt einen Schwächeanfall und wurde in das Krankenzimmer, das bei jeder Baracke beim Eingang lag, gebracht. Gegen Ende des Jahres, als sich die Krankenfälle drastisch erhöhten, wurde eine eigene Krankenbaracke eingerichtet und von älteren Sanitätern betreut. Erst am 10. Januar 1946 kam ein ehemaliger deutscher Militärarzt und blieb bis zum Mai.

Der Wintereinbruch im November 1945 brachte uns ein trostloses Dasein. Nur zur Arbeit, zur Latrine und zum Essenfassen durften wir die Baracken verlassen, ein Aufhalten vor der Baracke oder im Lagergebiet war untersagt.

Als Verpflegung erhielt jeder Insasse täglich: Morgens eine Kelle bitteren Kaffees und ein Stück Brot für den ganzen Tag, es sollte 250 Gramm wiegen, aber dafür war es zu klein. Mittags zwei Kellen dünne grüne Kartoffelsuppe und abends wieder eine Kelle von dem Kaffeegetränk. Dies bestätigen zwei Besuchsprotokolle des IRK (Dezember 1945 und April 1946). Laut Aussage von Kapitän Anton Kratochvil, der den damaligen Lagerleiter Marhoul Ende 1946 abgelöst hat, wurden dem Vorgänger vom Innenministerium "zehn Kronen pro Tag und Lagerinsasse für Verpflegung zur Verfügung gestellt", von denen er jedoch nur sechs Kronen pro Person verwendet hat. Mit der Entlassung dieses Lagerleiters zum 31. 12. 1946 wurden auch alle Wachsoldaten, der Zoll und die Büroangestellten ausgetauscht.

Zur Essenverteilung stellten wir uns nach Anordnung im ehemaligen Speiseraum der SS an und erhielten wie die Obdachlosen an der Klosterpforte unsere Suppe. Bereits auf dem Rückweg löffelten oder tranken die meisten schon die dünne warme Speise, satt davon wurde keiner. Ende November setzte Schneetreiben und starker Frost ein, wir froren bei der Arbeit und in den ungeheizten Quartieren. Schon um fünf Uhr am Nachmittag verkroch sich jeder in sein Bett und wickelte sich in die Wehrmachtsdecke.

Ab Anfang November wurden die Männer in den nahegelegenen Steinbrüchen ausgebeutet, bekamen aber nicht mehr Verpflegung als die anderen Lagerinsassen. Mitleidige tschechische Arbeiter steckten ihnen manchmal, sobald es die Wachen nicht sehen konnten, etwas Eßbares zu. Leider konnte davon nichts ins Lager mitgebracht werden, da dies nicht erlaubt war und bei der Filzung am Eingang weggenommen wurde. Einmal erhielt ein Mann einige rohe Kartoffeln, hat sich diese in Scheiben geschnitten, mit einem Spagat durchzogen, um den Bauch gebunden und wollte sie so in das Lager schmuggeln. Er wurde aber dabei erwischt und sein nacktes Gesäß blutig geschlagen. Seit diesem Vorfall war es bei der Wache am Eingang Pflicht, trotz Kälte die Hosen herunterzulassen.

Auch von uns im Lager wurde harte Arbeit verlangt, Brennholz im Wald schlagen, sägen und hacken und da nur wenig Männer zur Verfügung standen, war dies in der Hauptsache Frauenarbeit. Dieses Holz diente zur Erwärmung der Bewacher, der Lagerleitung und des Büros. Erst als die Kälte gegen Jahresende noch zunahm, durfte auch in unseren Baracken stundenweise geheizt werden. Nach dem ersten Wechsel des Bewachungspersonals im Dezember 1945 schikanierten die Soldaten die Internierten auch in der Nacht. Zwischen neun und zehn Uhr erschienen sie, ließen sich Hände und Füße zeigen und wenn Schmutz entdeckt wurde, verteilten sie Schläge. Blaue Flecke galten als nicht gewaschen.

Diese neue junge Garde ließ sich folgendermaßen grüßen, wie in der Dokumentation nachzulesen ist: "Männer in Spalierstellung, stehen bleibend mit dem Hut in der Hand, bis die Wache vorbei war. Frauen ebenfalls Spalier stehend, mit leichter Verneigung und tschechisch grüßend, je nach Tageszeit dobry den und dergleichen." Im Protokoll des IRK vom 17. 4. 1946 steht: "Die älteren Bewacher benehmen sich ordentlich. Die jungen dagegen schikanieren ohne jeden Grund."

Nach Weihnachten durfte täglich eine Stunde von 17.00 bis 18.00 Uhr geheizt werden. Da zu dieser Zeit die meisten vor Kälte in die Betten geflüchtet waren, bedeutete das: Raus aus den Betten, lüften, heizen und dann wieder rein in die Betten. In dieser kurzen "Heizperiode" konnte sich immer ein Teil Wasser zum Waschen wärmen.

Die härteste Strafe für Vergehen jeglicher Art war der Brotentzug. Oft wurde dabei die ganze Baracke bestraft. Wenn zum Beispiel ein Kleinkind in die Hose gepinkelt und dadurch den Boden verunreinigt hatte, wurde für 24 Stunden ein Verpflegungsentzug über die ganze Baracke verhängt.

Oder ein Mann hat nach der Arbeit vor der Unterkunft seinen Handschuh verloren und wollte ihn suchen, auch er bekam 24 Stunden keine Verpflegung, da der Aufenthalt vor der Baracke zu dieser Zeit verboten war.

Kurz vor Weihnachten besuchten ausländische Journalisten das Lager, da erhielten wir auf einmal eine etwas bessere Verpflegung in Form einer dickeren Suppe und vier Stück Skubanky (Kartoffelnudeln). Anschließend wurde die Suppe dann um so dünner.

Der Weihnachtsabend in Prosečnice war mein erstes Weihnachtsfest, das eigentlich keines war. Obwohl wir im Wald lebten, gab es keinen Christbaum, keine Kerze und nicht einmal ein zusätzliches Stück Brot. Die Familie war auseinandergerissen, Vati lag noch im Krankenzimmer, und gegenseitige Besuche waren

nicht erlaubt. Nur bei Gerhard im Zimmer haben sie auf einem Fichtenzweig einen Kerzenstummel angezündet und dabei ein Gebet gesprochen. Der Barackenkommandant stand selber Schmiere und hätte gewarnt, falls eine Wache vorbeigekommen wäre.

Tod meiner Familie

Bei Jahresbeginn breitete sich infolge der unzureichenden Ernährung und der hygienischen Verhältnisse der Hungertyphus sehr rasch aus. Hohes Fieber, völlige Erschöpfung, Schwellung der Gliedmaßen und des Gesichtes sowie plötzliche Herzschwäche waren die Anzeichen der Epidemie. Kapa war von unserer Familie die erste, die davon befallen wurde, sie fiel einfach um und man hat sie in die Krankenbaracke getragen. Über einen Monat lang hat sie aufgrund ihrer robusten Natur mit dem Tod gerungen, aber ihr Körper war zu ausgemergelt und sie starb am 2. Februar 1946. In der letzten Woche ihrer Krankheit war sie schon nicht mehr ansprechbar. Mutti besuchte sie während ihrer Krankheit so oft sie konnte, und wenige Tage vor Kapas Tod wurde sie selbst dort eingeliefert. Ich durfte Kapa nur einmal kurz vor ihrem Tod besuchen, zu der Zeit war sie schon so schwach und hat mich wahrscheinlich gar nicht mehr erkannt. *In einer angeforderten amtlichen Auskunft über ihren Tod durch ihren Bruder in Zürich hieß es, sie sei einer Typhusepidemie erlegen.* Zu dieser Zeit konnte Mutti nicht mehr aufstehen und Vati lag ebenfalls schon seit Tagen, nachdem er sich kurzzeitig etwas besser fühlte, auch wieder bei den Kranken.

Schnee, Frost und mangelnde Bekleidung reduzierte die Arbeiten auf wenige Stunden am Tag, ausgenommen die Arbeitseinsätze in den Steinbrüchen. Durch die Ungezieferplage, einhergehend mit eitrigen Beulen und Ausschlägen, sowie die unzureichenden Möglichkeiten der Körperwäsche, sahen die Menschen wie Aussätzige aus. Anfang Januar schickte man deshalb einen Entlausungswagen aus Prag. Wir wurden gründlich eingestaubt und nach drei Tagen waren wir vorerst von den Läusen befreit, aber der Ausschlag und die Wunden heilten nicht so schnell, da es keine Medikamente und Salben dagegen gab. Auch meine Beine waren mit Abszessen übersät, die Löcher bis zu den Knochen hinterließen. Erst Monate später im Knabenheim wurden die Wunden behandelt und konnten abheilen.

Erst am 10. Januar kam ein ehemaliger deutscher Militärarzt als gesundheitlicher Betreuer der Kranken und blieb bis Mai 1946. Laut IRK folgten bis April 1946 bei einem Interniertenstand von 9.774 weitere elf Ärzte bzw. Ärztinnen. Auch wurden insgesamt drei Krankenbaracken eingerichtet, eine davon als Isolierstation, die vor allem für die Typhuserkrankungen diente. Diese Baracke durfte vom IRK nicht besucht werden. Dr. Pohlners bereits im Jahre 1946 in Deutschland verfaßten Dokumentation verdanke ich die genaue Beschreibung der Verhältnisse in der Krankenbaracke. Ich habe mit ihm damals kurz vor dem Tod meines Vaters sprechen können.

Dr. Pohlner berichtet: "Die Sterblichkeitsziffer auf Grund des Verhungerns betrug fünf bis zehn Fälle täglich. Dazu kamen noch ebensoviel Todesfälle durch Typhus, Paratyphus, Ruhr, Scharlach, Diphtherie, Tbc und normale innere Erkrankungen, die wegen des Mangels an einer größeren Auswahl an Medikamenten und Diätnahrung nicht behandelt oder geheilt werden konnten." Diese Tatsachen wurden vom Lagerleiter Marhoul nur mit Achselzucken beantwortet. Auch der in diese Zeit fallende Besuch einer Kommission des Internationalen Roten Kreuzes, bei der Dr. Pohlner vorstellig wurde und die eine Hilfe in Aussicht stellte, brachte keine Verbesserung. Vom folgenden Tag ab wurde die Verpflegung noch schlechter und blieb auch so. Auch die Behandlung der Insassen wurde verschärft, z. B. wurden Kinder verprügelt. Kinder und Jugendliche hatten dieselbe Verpflegung, nur unter sechs Jahren bekamen sie unregelmäßig etwas Milch. Die Säuglingssterblichkeit war sehr groß, stillende Frauen bekamen zusätzlich nur die doppelte Suppe zu Mittag.

Am Übernahmetag der Krankenbaracke durch Dr. Pohlner starb Gerhard. Mutti sagte mir, daß er abgemagert und so schwach war, unfähig die letzten Tage noch Nahrung aufzunehmen. Im April 1946, als es bereits drei Krankenbaracken gab, hat eine Ärztin, unter Beisein eines Aufsichtsbeamten des Lagers, dem IRK als Ursache der meisten Erkrankungen "ungenügende Nahrung, Fehlen von Vitaminen und Eiweiß" genannt. Sie spricht von "200 Fällen Ödem und einer bunten Palette von Hauterkrankungen".

In den Monaten Dezember 1945 und Januar 1946 kamen neue Transporte in das Lager, dessen Häftlingszahl bis 17. April 1946 auf 9.000 anwuchs. Die meisten dieser Menschen stammten aus dem Sudetenland. Ich kann mich an eine kinderreiche Familie aus Mies erinnern, die auf die freien Plätze der Verstorbenen in unsere Familienbaracke einquartiert wurde.

Mutti war völlig abgemagert in die Krankenbaracke gebracht worden, sie litt an Durchfall, hatte hohes Fieber und es ging ihr sehr schlecht. Mit diesen Symptomen war ein Patient lt. Dr. Pohlner ohne Hilfe von außen verloren. Ich hatte Mutti und Vati täglich besucht und durfte auch länger bei ihnen bleiben, da ich sonst niemand mehr hatte. Mit Mutti ging es bergab, sie war jetzt so schwach, und am 9. Februar erkannte sie mich nicht mehr, phantasierte und wollte wissen, wann von hier der nächste Zug nach Brünn abfährt. Sie starb am 10. Februar. Als ich sie besuchen wollte, war ihr Bett schon leer. Die Strohsäcke der Toten wurden im Freien verbrannt, da für eine Wiederverwendung keinerlei Desinfektionsmittel vorhanden waren. Einen Tag später begleitete ich Mutti auf ihrem letzten Weg, der kalte Wind blies mir

den Schnee in das Gesicht. Zwei Männer trugen sie auf der Bahre in eine Decke eingehüllt, ich folgte frierend ohne Handschuhe und Mütze. Der Friedhof lag am Ende des Lagers außerhalb des Waldes, am Rande des Truppenübungsplatzes. Mehrere frische Grabhügel deuteten darauf hin, daß es nicht die erste Beerdigung an diesem Tag war.

Einfache Holzkreuze aus Birkenholz, auf denen Vorname, Nachname, Geburts- und Sterbedatum standen, kennzeichneten die Grabstätten. Mutti wurde an diesem Tag als letzte beerdigt. An der offenen Grube stellten die Männer die Bahre ab, entfernten die Decke – diese wurde für die nächsten Toten wieder verwendet – und legten dann Mutti in das Grab. Man hatte ihr das dünne bunte Sommerkleid angezogen. Als sie vor meinen Augen die Leiche hinabsenkten, schob ein Windstoß das leichte Kleid hoch und gab den nackten Körper frei. Es war das erste, aber auch das letzte mal, daß ich sie so entblößt und sogar ihre Schamhaare gesehen habe, eine Erinnerung, die ein Leben lang haften bleibt.

Vati hat die Nachricht von Muttis Tod über die Sanitäter schon vor mir erhalten und es wurden ihm die noch vorhandenen Habseligkeiten von ihr überbracht. Es waren nur wenige Sachen; denn was andere brauchen konnten, war bereits "organisiert". Ihr Tod hat ihn sehr mitgenommen, dennoch klammerte er sich an das Leben und sah in mir den noch einzigen Lebenszweck. Das Gerücht, daß schon im Februar Aussiedlertransporte nach Deutschland abgehen sollten, trug zu einer vermeintlichen Besserung bei. Dr. Pohlner war bei der Lagerleitung vorstellig geworden und hat sich um eine Transportvormerkung für seine halbverhungerten Kranken bemüht, da er im Lager keine Überlebenschance für die Todgeweihten sah.

Auch Vati glaubte bis zuletzt, daß wenigstens wir zwei noch nach dem Westen kämen. Bei meinem Krankenbesuch am 19. Februar 1946 phantasierte er bereits von einem fixen Abfahrtsdatum. In der Mittagszeit am 20. Februar 1946 stand ich vor einem leeren Bett. Vati war in der Nacht gestorben und bereits am Vormittag begraben worden. Auf dem Grabhügel stand schon ein Kreuz mit seinem Namen.

Die Sterbefälle nahmen in den nächsten Tagen rapide zu und die Menschen konnten nicht mehr einzeln beigesetzt werden. *Dies bestätigt die Totenliste des Lagerfriedhofes. Leider ist die letzte Seite dieser Liste verloren gegangen. Vor allem in den Monaten Februar und März 1946 wurden in einem Grab bis zu vier Tote bestattet. Heute liegt eine Kopie des Lageplanes der Gräber im Gemeindeamt Lešany. Im Herbst 2002 konnte ich mir eine Fotokopie dieses mit Grabnummern versehenen Friedhofsplanes, der bis Ende der 90er Jahre im Geheimarchiv des SNB von Netvořice lag, beschaffen und sie deutschen Archivaren übergeben. Dem IRK war bei keinem seiner Besuche des Lagers gestattet worden, den Friedhof zu besichtigen.*

In einem Protokoll steht: *"Am nebenan liegenden Hügel ist ein Friedhof, gewissermaßen ein Massengrab. Es scheint, daß kein Zentralamt von den Toten informiert worden ist."*

Die Herstellung der Kreuze und deren Beschriftung sowie eines numerierten Plans der Gräberreihen besorgten die Lagerinsassen selbst. Auf den vom Pfarramt Netvořice im Jahre 1948 ausgestellten Totenscheinen meiner Eltern steht "Todesursache unbekannt".

Die ersten von Vati so sehr ersehnten Transporte erfolgten erst im April 1946, anfangs über Modřany und ab Mai direkt vom Lager Prosečnice, zwischenzeitlich in "Sammellager Lešany" umbenannt und umfunktioniert in ein Durchgangslager.

(... Es folgen 5 weitere Kapitel)

Das Buch wurde verlegt bei: "hufi"-Verlag, Postfach 1102, D-83076 Oberaudorf,
Ruf und Fax: 0043-5373-62271, eMail: delegationskind@aon.at
(1. Auflage 2000, 2. Auflage 2001, 3. Auflage 2003)
4. erweiterte und verbesserte Auflage 2006, Graphische Gestaltung: Markwart Lindenthal, 171 Seiten, Preis 12,- €. ISBN 3-00-006713-2

In www.go-east-mission erscheint in gekürzter Form im März 2006 nach Absprache mit dem Autor und mit seiner ausdrücklichen Genehmigung. ©Hugo Fritsch.

Das Buch erschien auch in der tschechischen Übersetzung:
Hugo Fritsch, Pavel Macháček, Zdena Němcová, Vladimír Novák: "...Bylo mi 13" (...als ich 13 war)
beim Verlag Grafia in Pilsen, 1. Auflage 2004, 160 Seiten, gebunden Kč 189.-, ISBN 80-902340-3-8
Grafia, Budilova 4, 30121 Plzeň, Tel./fax +420 377227 01, e-mail: grafia@grafia.cz, www.grafia.cz